

BERGISCHES FREILICHT *BLICK* MUSEUM



**Kalkbrennen
im
Bergischen
Land**

Heft **14**



LUST AUF ...

Lindlar

ERHOLUNG UND LEBENSFREUDE IM BERGISCHEN LAND

- Bergisches Freilichtmuseum
- 200 km gekennzeichnete Wanderwege
- Freizeitpark und Planwagenfahrten
- Tiere zum Anfassen – der etwas andere Bauernhof
- Kuriositätenmuseum
- Parkbad mit Super-Wasserrutsche
- Angeln, Ballonfahren, Segelfliegen
- Orts-, Kirchen-/Kapellenführungen
- Steinbruch- und Fischzuchtführungen
- Bauernmarkt, Kunsthandwerker- und Trödelmärkte, Weihnachtsmarkt
- Volks-, Heimat-, Schützenfeste
- Mundart- und Volkstheater...

und

fast 500 kuschelige Kopfkissen warten auf Gäste in Pensionen, Ferienwohnungen, Hotels, Jugendherberge und Campingplatz.

Bei Planungen für Tages-/Gruppenausflüge beraten wir Sie gern

LindlarTouristik

Am Marktplatz 1, 51789 Lindlar

T: 02266/96 407 * F: 47 05 43

Email : brigitte.heck@gemeinde-lindlar.de

FREILICHTBLICK

- eine Zeitschrift, die ...

- * regelmäßig über die Entwicklungen im BERGISCHEN FREILICHTMUSEUM LINDLAR berichtet
- * Arbeit und Alltagsleben der bäuerlich-handwerklichen Kultur schildert
- * den ökologischen Schwerpunkt des Museums „beleuchtet“
- * die Mitarbeiter vorstellt
- * auf Veranstaltungen des Fördervereins hinweist und einlädt
- * Beiträge zur Geschichte der Region liefert
- * Mundart pflegt
- * Rezepte aus dem Bergischen vorstellt

Heft 14
Dezember 2002

herausgegeben vom
VEREIN DER FREUNDE UND
FÖRDERER DES BERGISCHEN
FREILICHTMUSEUMS e.V.

Impressum

Redaktion:

Robert Wagner
Dieter Wenig

Die Autoren dieser Ausgabe:

Petra Dittmar, Bernd Dues, Jürgen Dreiner-Wirz, Günter Jacobi, Dr. Klemens Krieger,
Erhard Nagel, Thomas Trappe, Robert Wagner

Fotos:

Soweit nicht gesondert angegeben, Fotos des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar

Titelbild:

Ein fast vergessenes Handwerk - Kalkbrennen im Bergischen Land
(Foto: Luhr)

ViSdP:

Robert Wagner

Satz und Druck:

Druckerei Braun, Lindlar

ISBN 3-932557-04-2

INHALT

* 1/2 Stuber von 1794 *	4
Vorwort	5
Als in Lindlar noch die Kalköfen brannten	6
Ein fast vergessenes Handwerk: Kalkbrennen im Bergischen Freilichtmuseum	78
„Volldampf voraus“: Drittes internationales Dampf- und Treckertreffen im Bergischen Freilichtmuseum	83
Mit Warndreieck, Heizung und Lautsprecheranlage: Die neue Postkutsche des Bergischen Freilichtmuseums auf Jungfernfahrt	88
AIMA-Generalkonferenz und Tagung CIMA XIII im Bergischen Freilichtmuseum	90
Landwirtschaft im Land der Magyaren: Jahresekursion 2002 des Fördervereins nach Ungarn	92
„Keppeler Kenger“	94
„Bergbau im Bergischen Land“	95
Europäische Woche in Lindlar	96
Bei Tante Clara in den Topf geguckt	97
Besondere Gäste - besondere Ereignisse im Bergischen Freilichtmuseum 2001/2002	98
Jahresprogramm des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums e.V. 2003	103

* ½ STUBER * von · 1794 ·

Die Münzverhältnisse im 18. Jahrhundert waren sehr unübersichtlich und verwirrend. Es waren kölnische, hessische, pfälzische, trierische, preußische, französische, spanische und holländische Münzen bei uns im Umlauf. Wenn es Abwertungen gab, wurden die Münzen „beschnitten“, d.h. sie wurden immer kleiner und leichter. Wollte man den tatsächlichen Wert der Münze bestimmen, so mußte man sie wiegen.

Grundzahlungsmittel war seit Ende des Dreißigjährigen Krieges der Thaler, aber auch davon gab es viele Variationen, z.B. den Bergischen Thaler und den Rheinischen Thaler, die alle unterschiedlich gehandelt wurden. Die ½ Stüber Münze von 1794 war eine der letzten Münzen, die vor dem Einmarsch der Franzosen ins Bergische geprägt wurde. Münzherr war damals der Pfalzgraf, Kurfürst und Erztruchseß Karl Theodor.

Die Franzosen brachten danach sog. „Assignate“ in Umlauf, das war das Papiergeld der französischen Revolution, das praktisch wertlos war. Ab 1806 gab es auch preußisches Papiergeld, das leicht zu fälschen war und dem Staat hohe Verluste bescherte. Mit dem deutschen Münzgesetz von 1871 wurden dann Markstücke als Gold- und Silbermünzen ausgegeben.

Der ½ Stüber bestand ursprünglich aus Kupfer und war eine sog. Scheidemünze oder Schiedgeld, d.h. eine Münze mit relativ geringem Nennwert für den Kleinverkehr. 120 ½ Stüber-Münzen entsprachen einem Reichsthaler, 8 Schillingen, 80 Albus, 240 Füchsen oder 960 Hellern. (vgl. Kierspel, J.: Von alten Münzen und Maßen, in: Heimatbuch Immekeppel 1966)

Die vorliegende Nachbildung entspricht

aus gesetzlichen Gründen nicht exakt dem Original. Die Vorderseite des Originals zeigte den jetzt auf der Rückseite wiedergegebenen umlaufenden Text: *GULICH UND BERGISCHE LANDMUNZ* und in der Mitte das Monogramm des Münzherrn. Die Rückseite entsprach der jetzigen, nur ohne umlaufenden Text. Wir

haben uns auf der Vorderseite für ein Motiv entschieden, das in Beziehung sowohl zum Bergischen Freilichtmuseum für Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur als auch zur Entstehungszeit des Stübers steht: Es ist ein bergischer Bauer mit seinem Pferdegespann beim Pflügen.

Die Vorderseite zeigt aber noch ein weiteres Detail, eine Grüne Nieswurz (*Helleborus viridis*). Das 10-30 cm große Hahnenfußgewächs kam im Bereich des Bergischen Freilichtmuseums früher in großer Zahl vor; heute sind nur noch wenige Exemplare der unter Schutz stehenden Heilpflanze zu finden.

Die Münze wurde von dem Münzmeister Herrn Werner Breuer aus Wipperfürth in einer begrenzten Auflage und in Einzelanfertigung für den Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums im Herbst 2002 geprägt. Der Erlös kommt dem Bergischen Freilichtmuseum zugute.

Material: Feinsilber 999

Maße der Ronden:

Ø 27,95 x 2,4 mm

Gewicht:

15,55 g =

½ Unze

Feingewicht



Vorwort

Seit seinem Erscheinen ist der FREILICHT *BLICK* Sprachrohr sowohl des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums als auch des Museums selbst. Er setzt sich zusammen aus Beiträgen von Museumsmitarbeitern, Vereinsmitgliedern und von Externen, die über Fortschritte im Museum, Veranstaltungen, volks- und naturkundliche Themen oder über ihre Erkenntnisse aus der Geschichtsforschung berichten.

Diesem Konzept bleibt auch Heft 14 treu, obwohl der Schwerpunkt diesmal eindeutig auf der Geschichtsforschung liegt. Günter Jacobi, der den Lesern schon von früheren Veröffentlichungen des Vereins der Freunde und Förderer bekannt ist, hat sich diesmal intensiv mit der Geschichte der Kalkgewinnung in unserem Raum befaßt. Er ist tief in die historischen Archive des Landes und der Kirche eingestiegen und hat die einschlägige Literatur gewälzt; dabei hat er eine erstaunliche Fertigkeit entwickelt, die alten handschriftlichen Urkunden zu entziffern und so der Nachwelt zugänglich zu machen. Die Fülle an Information wurde sorgfältig aufbereitet und gibt dem Leser einen tiefen Einblick in das Wirtschaften unserer Vorfahren.

Wie bei historischer Forschung nicht anders zu erwarten, werden dabei nicht nur Antworten auf alte Fragen gefunden, sondern auch neue Fragen aufgeworfen. Insbesondere die Geschichte der Burg Neuenberg und ihre Bedeutung für die Grafen bzw. Herzöge von Berg und den Raum Lindlar verdient es, weiter untersucht zu werden.

Hingewiesen werden soll auch auf den Mundartbeitrag in Keppeler Platt (Hohkeppel) von Sibilla Müller. Diese zierliche, unverheiratete Frau, die vor fast 30 Jahren am 23.11.1973 im Alter von 82 Jahren in Schmitzhöhe starb, hat während der Nazi-diktatur, als alle christlichen Symbole aus den Schulen entfernt wurden, Mut und Haltung bewiesen, indem sie den schulpflichtigen Kindern bei sich zu Hause katholischen Religionsunterricht erteilte und ihnen so ein Beispiel an Zivilcourage und Orientierung in wirren Zeiten gegeben.

Viel Freude am neuen FREILICHT *BLICK* wünscht Ihnen

Klemens J. Krieger
Vorsitzender des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums e.V.



Inhalt

Einführung	7
Die ersten Bauten und der Beginn der Besiedelung	9
Das St. Severin Stift in Lindlar	9
Die Herren von Berg	10
Die Bauarbeiten an der Burg auf dem Neuenberg	10
Der Ausbau und Betrieb von Kalköfen auf den Kameralhöfen	11
Das freiadlige Gut in Delling	17
Der Kalkofen in Delling	17
Der Kalkofen aus Lenggries im Freilichtmuseum „An der Glentleiten“	18
Der alte Kalkofen des Klosters Benediktbeuern in Ried	19
Die Besteuerung der Kalkproduktion im Amt Steinbach von 1739 bis 1807	30
Der Turmbau der Kirche St. Severin in Lindlar, 1784	35
Die Kalkgewinnung und der Holzmangel zu Beginn des 19. Jahrhunderts	38
Der Ausbau von Schloß Oberheiligenhoven von 1824 bis 1826	41
Der Bau des Langhauses der Kirche St. Severin in Lindlar von 1824 bis 1826	43
Adolph Burgmer, der Händler in Breun	51
Der Bauboom von Kalköfen in der II. Hälfte des 19. Jahrhunderts	52
Der Aufbau und das Ende einer industriellen Kalkproduktion zu Beginn des 20. Jahrhunderts	68

Der erste Kalkofen im Bergischen Freilichtmuseum im Juli 2002 (Foto: Luhr)

Als in Lindlar noch die Kalköfen brannten

Ein Bericht über die Steinbrecher und Kalkbrenner vom bäuerlichen Nebenerwerb bis zur Industrialisierung im Raum Lindlar

von Günter Jacobi

Einführung

Der Bau und der Brand eines Kalkofens war ein besonderer Höhepunkt im bunten Programm des Bergischen Freilichtmuseums im Sommer 2002. Damit wurde nach dem in den Vorjahren erfolgten Brand des Kohlenmeilers und des Ziegelofens die Reihe der einst ausgeübten, uralten Arbeitstechniken fortgesetzt.

Aus diesem Anlass wurde die seit Jahren erfolgte Sammlung der Nachweise über die Kalkproduktion im Gemeindegebiet von Lindlar zum Abschluss gebracht. Heute erinnert nur noch der Ortsname „Kalkofen“ und das Straßenschild „Zum Kalkofen“ in Breun an die hiesige Kalkgewinnung. Diese Arbeit möge dazu beitragen, einen dunklen Punkt in der Lindlarer Ortsgeschichte aufzuhellen. Gleichzeitig aber auch ein Bindeglied zwischen dieser Ortsgeschichte und dem Kalkofen im Freilichtmuseum sein.

Der Turm der Lindlarer Pfarrkirche St. Severin wurde im zwölften Jahrhundert erbaut. Durch den zu seinem Bau benötigten Kalk liefert er den ältesten Nachweis für dessen Vorkommen im Gemeindegebiet. Als vor etwa 350 Millionen Jahren das Bergische Land im Devonmeer versunken war, bildeten sich auch hier kleine Kalkriffe. Besonders im Gebiet zwischen Lindlar, Heiligenhoven und Kemmerich, um Linde, Steinbach und Breun ist Kalkstein gebrochen und gebrannt worden. Aber auch an vielen anderen Orten konnten einzelne Vorkommen genutzt werden, wie es der 1487 erstmals aufgeführ-

te Ort Kalkofen zeigt. Schriftliche Nachweise finden sich schon ab 1470. Es sind dies die Kellnereirechnungen des Wilhelm von Bellinghausen, Amtmann und Rentmeister des Amtes Steinbach von 1465 bis 1489, auf der Burg Neuenberg bei Scheel. Die Burg ist schon seit über 300 Jahren eine Ruine. Erhalten geblieben und im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf aufbewahrt, sind jedoch seine Aufzeichnungen der Einnahmen und Ausgaben für die Jahre 1470 bis 1472. In diesen Unterlagen finden sich viele detaillierte Hinweise über den Betrieb der Kalköfen und die Verwendung des Kalks in dieser frühen Zeit im Raum Lindlar. Durch die folgenden Jahrhunderte hindurch erfolgte die Kalkproduktion zumeist durch die Halften auf den Pachthöfen des Landesherrn. Ebenso wie auf den zu den zahlreichen Burgen und Schlössern im Gemeindegebiet gehörenden Höfen.

Es war bei größeren Bauvorhaben, wie dem Umbau des Schlosses Heiligenhoven 1824/26, sowie dem im gleichen Zeitraum erfolgten Neubau des Kirchenschiffes von St. Severin die Regel, dass der benötigte Kalk auch am Ort gebrannt wurde. Zudem war auf dem Land, wie auch in der Stadt, bis in die 1. Hälfte des 19. Jh. das wenig Kalk benötigende Fachwerk die vorherrschende Bauweise. Dadurch war bis zu dieser Zeit um Lindlar der gewerbliche Handel unbedeutend. Ganz im Gegenteil zum Gladbacher Raum, in welchem durch einige günstige

Konditionen die Kalkherstellung zu einer hohen Blüte gelangt war. In Lindlar begann erst durch den Beginn des Straßenbaus ab 1825 eine kleine Produktion für den Handel. Dagegen erlangte in der 2. Hälfte des 19. Jh. die Kalkerzeugung mit der Konzessions-Erteilung für 11 Öfen ihren Höhepunkt. Diese brannten aber auch nur für den ansteigenden heimischen Bedarf. Dem Aufbau und Betrieb einer industriellen Anlage in der 1. Hälfte des 20. Jh., machte die Konkurrenz durch den Kauf des Betriebes ein schnelles Ende.

Entscheidend für die geringe Entwicklung wird aber wohl eine, entgegen dem Gladbacher Raum, mindere Qualität gewesen sein. Der hiesige Branntkalk wurde zumeist als Düngekalk verwendet. Auch wurde er als Zuschlag bei der Eisenverhüttung und bei der Zubereitung der Tierhäute in den zahlreichen Ledergerbereien benötigt. Hervorragend muss seine Qualität bei der Mörtelherstellung gewesen sein, wie die erhaltenen Bauten aus der alten Zeit bezeugen können. So ist auch das Schloss Georghausen mit einheimischem Kalk gemauert worden. Den Beweis für eine dortige Brennerei liefert der seit 1487 nachgewiesene, dicht dabei liegende Ort Kalkofen. Um diese Zeit wollte der bergische Kanzler Wilhelm von Lüninck (1487-1528) in seinem Schloss Georghausen Erneuerungsarbeiten ausführen lassen. Dafür gab Herzog Wilhelm III. (1475-1511) am 11. Mai 1497 einen Auftrag an den Schultheißen des Amtes Porz, Wilhelm von Volberg, „*sieben gute Karren Kalk - von dem besten - zum Bewerfen und Weißsen der Wände*“, zu beschaffen, „*den der Vogt von Monheim*“ zu bezahlen hatte. Der Vogt erhielt auch den Befehl, die Karren zu stellen und den Kalk von Monheim nach Georghausen zu transportieren. Herzog Wilhelm III. begründet den Auftrag damit, „*so unse Cantzler aen etzlige bawe des kalxs va note hait Ind sich des sunst nyt bekoeme mach*“, (frei übertragen: so unser Kanzler an einigem Bau den Kalk vonnöten hat, und ihn sonst nicht bekommen kann)¹ .

Für den Umbau des Schlosses Heiligenhoven 1824/26 ist ein Ofen Kalk dort gebrannt worden, während für den aufwendigen Innen- und Außenputz der Kalk aber aus Gladbach geholt wurde. Auch bei dem Bau des Langhauses der Lindlarer Kirche im gleichen Zeitraum wurden 210 Malter Kalk auf dem Gelände des Kirchengutes Stoppenbach gebrannt, jedoch 119 1/4 Malter Kalk von auswärts gekauft. Der bei Linde industriell gebrannte Kalk war von gelblicher Farbe und für Bauzwecke ungeeignet. Als erforderlicher Beischlag zur Eisenverhüttung wurde er per Verladung vom Bahnhof Linde in das Ruhrgebiet geliefert.

So bestand im Raum Lindlar eine Kalkproduktion durch die Jahrhunderte, ohne jedoch die wirtschaftliche Entwicklung des Ortes bedeutend zu fördern.

Der erarbeitete Text basiert auf dem jetzigen Kenntnisstand und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sollten Leser weitere Unterlagen besitzen, oder Anregungen geben können, so möchte ich freundlichst um eine Kontaktaufnahme bitten. Von großer Bedeutung wären etwa noch aufbewahrte Bilder, welche oft mehr dokumentieren können als lange Beschreibungen.

Für ihre Hilfe bei der Archivarbeit möchte ich Frau Anne Scherer ganz herzlich danken. Frau Doris Kisters, Archivarin des Gemeindearchivs in Lindlar, hat durch die stets hilfsbereite Bereitstellung der Akten wesentlich zu den Recherchen für diese Arbeit beigetragen. Die mühselige Arbeit der Korrektur hat dankenswerter Weise Frau Maria Louise Denst übernommen. Bei allen Personen, welche mit ihren Auskünften und wertvollen Hinweisen gerne geholfen haben, möchte ich mich ganz herzlich bedanken.

Heibach, im November 2002

Der Verfasser

Die ersten Bauten und der Beginn der Besiedelung

Als um 2500 v. Chr. im alten Ägypten die ursprünglich 146 Meter hohe Cheops-Pyramide errichtet wurde, da mussten die Steinquadern noch alle einzeln passgenau behauen werden. Wie bei allen anderen Pyramiden dieser Zeit, wurden die Steine als Trockenmauerwerk im Verbund zum Bau aufgeschichtet.

Zu dieser Zeit jedoch begannen die Vorfahren der hier in Lindlar tätig gewesenen Steinbrecher und Kalkbrenner mit ihrer Arbeit in Mesopotamien. Mit Hammer, Meißel und Brechstange brachen sie aus den Kalkfelsen einzelne Steine heraus, welche die Kalkbrenner in ihren Öfen bis zur Weißglut erhitzten. Die gebrannten Steine wurden mit Wasser gelöscht, mit Sand gemischt und bildeten den Mörtel, mit dessen Hilfe Steinbauten auch aus nicht genau ineinander passenden Steinen errichtet werden konnten. Von den Völkern des Vorderen Orients übernahmen die Griechen dieses Wissen, welches nachfolgend die Römer dann zur hohen Blüte brachten. Wie in allen Teilen ihres Imperiums, so haben sie auch hier in Deutschland genug Zeugnisse ihrer hoch entwickelten Baukultur hinterlassen. Neben den jetzt noch sichtbaren Bauten förderten Grabungen entlang des Limes auch zahlreiche Kalköfen zu Tage. Ganz bedeutsam waren die Funde der römischen Kalköfen bei Iversheim, nahe der Stadt Münstereifel. Diese sind in den Jahren 1966 bis 1968 durch Herrn Dr. W. Sölter, im Auftrag des Rheinischen Landesmuseums Bonn, ausgegraben

und dokumentiert worden². Unter dem Kalkfelsen „Hohe Ley“ war eine bisher in Europa einmalige, ausgedehnte römische Kalkmanufaktur erbaut worden, welche etwa von 150 bis 300 n. Chr. bestanden hat. Unter militärischer Leitung haben hier mehrere Legionen durch ihre Arbeitskolonnen den wichtigen Baustoff Kalk herstellen, und auf der Erft in das ganze westliche Rheingebiet bis nach Holland liefern lassen. Durch Mörtelanalysen ist nachgewiesen worden, dass der in der römischen Stadt Colonia Ulpia Traiana bei Xanten³ benutzte Kalk aus der Eifel stammt. Nach dem Rückzug der Römer aus Germanien übernahm die einheimische Bevölkerung nicht nur das Wissen um diese Technik, sondern auch die lateinische Bezeichnung calx, welche in unserem Lehnwort Kalk erhalten blieb. Abgesehen von der Tatsache, dass bei diesen römischen Öfen die Ofensohle unterhalb des Mundloches lag, sind Öfen dieser Bauweise, mit geringen Änderungen, überall in Europa anzutreffen und erhalten. Einzelne werden bis in die jetzige Zeit auch noch betrieben.

Durch das Anwachsen der fränkischen Bevölkerung zwischen 800 bis 900 n. Chr. auf der rechten Rheinseite suchten mutige Siedler in den unwirtlichen Bergen und versumpften Tälern des hiesigen Raumes neue Wohn- und Wirtschaftsflächen. Diese ist bekanntermaßen eine über Generationen dauernde, sehr harte Arbeit, welche zu dem Spruch führte: *„Der erste hat den Tod, der zweite leidet Not, erst der dritte findet das Brot“*.

Das St. Severins Stift in Lindlar

In einer erhalten gebliebenen Urkunde aus dem Jahr 958⁴ n. Chr. bedachten die Brüder Walfridus und Humfridus aus Kaldenkapellen (Hohkeppel) das St. Severinsstift in Köln mit einer Schenkung. Sie übergaben ihr freies Eigentum in Hufenstuhl und die

Kirche in Kaldenkapellen, ferner Renten und Häuser in Brombach, Frielinghausen, Tüschchen und Vellinggen. Dem Stift gehörte bereits die Kirche und der Fronhof in Lindlar mit den ihm unterstehenden Höfen. Es ist als sicher anzunehmen, dass alle diese

Kirchen und Häuser sehr einfache Holzbauten gewesen sind. Erst als die Bevölkerung sich ausgedehnt und etabliert hatte, Höfe, Weiler und Dörfer entstanden waren, wurden Kirchen aus Steinen errichtet. So werden die Grundmauern des Lindlarer Kirchturms und des romanischen Portals dem 12. Jh. zugeordnet. In dem gleichen Zeitraum wurde auch der Kirchturm in Hohkeppel erbaut⁵. Um diese Arbeiten ausführen zu können, wurden hier in der Gemeinde wohl erstmals größere Mengen an gebranntem

Kalk benötigt. Leider lässt sich nicht mehr nachweisen, wo die Steine gebrochen und gebrannt worden sind. Nachweislich sind bei dem Neubau des Langhauses der Lindlarer Kirche 1826 die Kalksteine auf dem Kirchengut Stoppenbach gebrochen und gebrannt worden. Da der Hof Stoppenbach 1318 erstmals urkundlich bezeugt ist⁶, ist die These wohl gar nicht so abwegig, dass auch schon in früheren Zeiten an diesem Platz Kalk für den Bau der Kirche gebrannt worden ist.

Die Herren von Berg

Natürlich waren neben den Kirchen auch die weltlichen Herren tätig geworden. In diesem Fall und zu dieser Zeit waren es die Grafen von Berg (ab 1380 Herzöge). Von ihnen wurde die Burg auf dem Neuenberg bei Scheel erbaut. Zwar liegt für diese Burg ein urkundlicher Nachweis erst aus dem Jahr 1433 vor⁷, jedoch

ist ihre Erbauungszeit wesentlich älter. Forscher nennen dafür das 12. Jahrhundert, als diese Burg möglicherweise als Mittel- und Stützpunkt des oberbergischen Herrschaftsbereiches errichtet wurde⁸, in welchem 1125 das St. Severinsstift in Köln die Vogteirechte an Graf Adolf I. von Berg übertragen hatte.

Die Bauarbeiten an der Burg auf dem Neuenberg

Einen sehr wichtigen Nachweis für das Ältersein der Burg findet sich in den Kellnereirechnungen⁹ des Amtmanns und Rentmeisters des Amtes Steinbach, Wilhelm von Beldekusen (Bellinghausen) auf dem Neuenberg¹⁰. In den Jahren 1470/72 musste „die Portze“ (das Tor) und die Zugbrücke mit den Türen „neu“ gebaut werden. Diese Arbeiten müssen sehr umfangreich gewesen sein, denn es sind an Baumaterial 34 Karren Kalk gekauft worden, „davon jede Karre gekostet hat 6 Schilling brabant, macht 17 Mark brabant“.

„Gleichfalls hat Wyncken von Scheele geliefert 78 Karren Sand, wovon jede Karre gekostet hat 2 Schilling brabant, macht 13 Mark brabant“.

Sehr guter Branntkalk vergrößert sein Volumen durch das Löschen um das 3 bis 3 1/2-fache. War der zur Burg gelieferte Kalk minderer Qualität, so haben sich die 34 Karren Branntkalk durch das Löschen zum mindesten mengenmäßig verdoppelt. Ist diese Menge Sumpfkalk dann mit den 78 Karren Sand gemischt worden, so wurde damit ein qualitativ besonders hochwertiger Mörtel verarbeitet.

In denselben zwei Jahren wurden für die Kameralhöfe¹¹ in Hembach und Dörpe 39 1/2 Karren Kalk *zo beßeronge des lantz* (zur Besserung des Landes) gekauft. Es gab also bereits im Amt Steinbach eine gewerbliche Herstellung von Kalk, verbunden mit dem Handel.

Der Ausbau und Betrieb von Kalköfen auf den Kameralhöfen

Die Höfe Steinbach, Hollinden und Peffekoven, mit einer Grundfläche von 963 Morgen, waren wahrscheinlich der erste Grundbesitz der Herren von Berg im hiesigen Areal. Mit ihnen begründeten sie das Amt Steinbach und erbauten in Steinbach die gleichnamige Burg. Diese war ein ausschließlicher Verwaltungssitz. Um 1300 wird sie mehrmals als „Amt und Veste von Steinbach“ urkundlich aufgeführt. Das Wort Veste bedeutet in diesem Fall aber keine Festung, sondern wird für einen Gerichts- oder auch Verwaltungsbezirk verwendet.

Wie aus einem Zahlungsbeleg in den Kellereirechnungen von 1470/71 nachweisbar ist, wurden die Höfe Ommerborn, Hembach und Dörpe aus dem Besitz des Eggarth von Nagel angekauft, wodurch der Kameralbesitz auf 1528 Morgen erweitert wurde. Jeder Hof war an einen „Halfmann“ übergeben. Als eine spätere Bezeichnung wird auch der Name „Halbwinner“ verwendet. Wie der Name schon aussagt, wurden die Erträge des Hofes zur Hälfte geteilt. Auf den ersten Blick sieht es für den Halfmann und seine Arbeit nicht so gut aus, wenn er fünfzig Prozent seines Ertrages abgeben muss. Jedoch auch die Unkosten wurden zur Hälfte geteilt. Damit bekam der Halfmann den gleichen Anteil am Gewinn wie der Herr. Somit standen die Halfen, schon allein durch die Flächengröße, weit über den Lehnsbauern und Pächtern der adeligen Höfe. Dies wird auch durch die Bewirtschaftung deutlich. Wie schon angeführt, wurde 1470/72 zur Verbesserung des Landes mit Kalk gedüngt. Auch war die Verwaltung bemüht, durch den Betrieb und die Einrichtung von Kalköfen die Produktion noch zu steigern. Dies wird durch die Aufzeichnungen des Wilhelm von Beldekusen deutlich. Belege über die Ausgaben an die Steinbrecher und Kalkbrenner:

„Gleichfalls verdingt, Peter von Steinbach und Gerhart von der Linden, einen Ofen Kalksteine

zu brechen auf meines gnädigen Herrn Hofes zu Steinbach, und zu seiner Gnaden Teil davon gegeben zum Lohn 3 Mark 9 Schilling

Gleichfalls noch gegeben Peter, meines gnädigen Herrn Halfen zu Steinbach, für den Kalkofen zu brennen, zu seiner Gnaden Teil 8 Mark

Gleichfalls die andere Hälfte von dem selben Kalkofen hat der Halfe von Hollinden gebrannt, als es Halfen Recht ist. Dazu gegeben für 2 Seite Speck und für Malz zum Schember 1 Mark 3 Schilling

Gleichfalls noch dem Brenner, der den Kalk brannte zu meines gnädigen Herrn Teil, für Speck und Malz 1 Mark

Gleichfalls einem Knechte gegeben, der den Kalk aus der Kaulen hat helfen messen, bei seiner Kost, 3 Tage, für Kost und Lohn9 Schilling

Gleichfalls verdingt, den Kalk, 36 Karren, aus der Kaule auf das Feld zu führen, davon gegeben 3 Mark

Gleichfalls verdingt Coenrait (Konrad), dem Halfen auf meines gnädigen Herrn Hofes zu Peffekoven, einen Ofen Kalksteine zu brechen, dem dafür gegeben 12 Mark 10 Schilling

Gleichfalls verdingt, demselben Ofen zu brennen und zu meines gnädigen Herrn Teils davon gleichfalls dem Halfen gegeben 8 Mark 10 Schilling

Gleichfalls das andere Teil hat der Halfe gebrannt, als es Halfen Recht ist. Dafür ihm von meinem gnädigen Herrn wegen für Speck und Schember zur Kost, gegeben1 Mark 6 Schilling

Gleichfalls noch einem Knecht, der an dem vorigen Ofen mitgeholfen hat zu brennen1 Mark

Gleichfalls in diesem vorigen Jahr verdingt, Hencken von Stoppenbach, auf meines gnädigen Herrn Hofes zu Steinbach, einen Ofen Kalksteine zu brechen, davon zu seiner Gnaden Teil zu Lohn gegeben 3 Mark 6 Schilling

Gleichfalls in demselben Maße verdingt, Knotten von Wipperfeld und Heinrich vom Büchel, auf meines gnädigen Herrn Hof zu Peffekoven, einen Ofen Kalksteine zu brechen, davon zu Lohn

..... 13 Mark 4 Schilling
Gleichfalls noch verdingt, Wilhelm von Ommerborn, einen Ofen Kalksteine zu brechen zum Dorpe, davon zum Lohn

.....5 Mark
Gleichfalls den Kalkbrennern zu Steinbach für Speck und Schember, als gewöhnlich ist, gegeben

..... 1 Mark 9 Schilling
Gleichfalls desgleichen den Kalkbrennern von Peffekoven, für ihr Recht gegeben, so der Ofen feste viel größer ist, dann der andere

.....3 Mark
Gleichfalls desgleichen den Brennern zum Dorpe, für ihr Recht

..... 2 Mark
Gleichfalls drei Mannen gegeben, die diese drei vorigen Öfen haben helfen brennen, als gewöhnlich ist

.....3 Mark
Gleichfalls Wilhelm vom Erlenbusch eine neue Kalkkaule zu Dorpe zu machen, ungemauert, so als da keine war, davon zu Lohn

.....1 Mark 8 Schilling
Gleichfalls Rembold von Steinbach hat zu Peffekovwen an dem Kalkofen 2 1/2 Tage gemauert, jeden Tag für Kost und Lohn gegeben 4 S.

.....10 Schilling“
Ein Blatt aus dem Rechenschaftsbericht des Amtmannes und Rentmeisters Wilhelm von Beldekusen (Bellinghausen), geschrieben am 22. Oktober 1472 für die Jahre 1470/72 in dem Amtshaus auf der Burg Neuenberg bei Scheel.

(Original im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich - Berg I, 1341)

Aus den Aufzeichnungen ist zu ersehen, dass auf den Kameralhöfen in Steinbach, Peffekoven und Dörpe die Kalköfen in sehr unterschiedlicher Größe betrieben wurden. Der Ofen in Dörpe war wohl neu, da noch keine Kalkkaule vorhanden war. Diese ist für 1 Mark und 8 Schillinge von Wilhelm

von Erlenbusch, ungemauert, ausgehoben worden. Dass der Maurer Rembold von Steinbach 2 1/2 Tage in Peffekoven an dem Ofen mauern musste, war häufig nötig. Es gab noch keine Schamottsteine und die Ofenwände aus Bruchstein und Lehm waren bei den hohen Brenntemperaturen von über 1000 Grad nicht lange haltbar. Zudem wurden sie auch oft bei dem Befüllen mit den Kalksteinen stark beschädigt. Nach Auskunft eines alten Kalkbrenners waren diese Ausbesserungsarbeiten fast nach jedem dritten Brand erforderlich.

In der Aufstellung der Kosten wird die Praxis der Halbscheid deutlich. Der Herr muss für Brechen und Brennen stets die halben Kosten übernehmen. Zusätzlich ist er auch noch verpflichtet den Brennern, welche seinen Anteil am Ofen brennen, die Kost, wie Speck und Bier, zu geben, „als des Halfen Recht ist“. Aber auch die Anschaffungskosten für die Kalkkaule, das Messen aus der Kaule und der Fuhrlohn, sowie die Reparaturarbeiten am Ofen, gehen zu seinen Lasten. Leider sind keine Pachtverträge aus dieser Zeit erhalten. Mit Sicherheit waren aber alle strittigen Fragen einvernehmlich geklärt, wie es die mehrmaligen Angaben „als des Halfen Recht ist“ oder auch „den Brennern für ihr Recht“ bezeugen. In vorliegenden Pachtverträgen aus dem 17. bis zum 19. Jahrhundert, als aus dem Halfmann ein Pächter geworden war, muss dieser die Instandsetzung meist selbst ausführen lassen. Er übernimmt es, die Gebäude „in Dach und Fach zu halten“.

Auffallend ist die unterschiedliche Größe der Öfen. Das Brechen der Steine für den Ofen in Steinbach kostete dem Herrn einmal 3 Mark und 9 Schilling, ein andermal 3 Mark und 6 Schilling. Dagegen stellten sich die Kosten für die Steine im Peffekovener Ofen auf 12 Mark und 10 Schilling, sodann auch 13 Mark und 4 Schilling. Der Kalkbrenner in Steinbach bekam für die Kost 1 Mark und 9 Schilling, dagegen wurden den



*Ruine des Torturmes
der Burg Neuenberg*

(Foto: B. Forisch)

Brennern in Peffekoven 3 Mark gegeben, „so der oeve vaste viell groeßer is, dan der ander“ (so der Ofen feste viel größer ist, als der andere).

Die Gesamtkosten für den ersten Brand im Steinbacher Ofen betragen für den Herrn

11 Mark und 9 Schilling. Der Anteil für den Halfen betrug ebenfalls 11 Mark und 9 Schilling, welche er in Arbeit ableistete. Der Herr musste seinen Brennern zusätzlich 2 Mark und 3 Schilling für die Kost geben, sowie 9 Schilling für das Messen aus der

Kaule. Damit waren für Brechen und Brennen Unkosten in Höhe von 26 Mark und 6 Schillingen entstanden.

Das Brechen der Steine für den größeren Ofen in Peffekoven hatte der dortige Halfe Coenrait (Konrad) allein übernommen. Er brach die ganze Füllung, wofür ihm der Anteil seines Herrn daran mit 12 Mark und 10 Schilling zufiel. Ferner erhielt er 8 Mark und 10 Schilling für das Brennen der Hälfte des Herrn. Mit der 1 Mark und 6 Schillingen bar, für die ihm zustehende Kost, hatte er also eine Gesamtsumme von 23 Mark und 2 Schillingen erhalten. Der Herr musste für einen Knecht noch 1 Mark Kostgeld zulegen. Wird der Anteil an Arbeit des Halfen Coenrait in Zahlen dazu gerechnet, so betrug die gesamten Unkosten für den Brand des Peffekovener Ofens 45 Mark und 10 Schillinge.

Für eine Bewertung dieser Beträge sind Vergleichszahlen unerlässlich, daher folgende Angaben aus der gleichen Abrechnung:

Preise für Vieh:

„Item so is mynre gnedigen lieven herren in dem jaire anno ect. 72 up den vurg. synre gnaden hoeven so alt ind junck gevallen 10 rinder, der 8 gegoulden hain oevermitz Heyngy van Engelskirchen, der de gegoulden hait.....26 M. 6 S.

Item Loedewich van Hunekusen verkoufft eynen farren (Stier) ind eyne olde koe, dat synt de 10 rynder, haint zo samen gegoulden.....4 M. 8 S“¹²

Gleichfalls, so ist meinem gnädigen lieben Herrn in dem Jahre anno 72 auf den vorgeannten seiner Gnaden Höfen, so alt und jung gefallen 10 Rinder, deren 8 gekauft hat gleichfalls Heingen von Engelskirchen, die gekostet haben26 M. 6 S.

Gleichfalls, Ludwig von Hönighausen verkauft einen Farren und eine alte Kuh, daß sind die 10 Rinder, haben zusammen gekostet.....4 M. 8 S.

Diese 10 Rinder erzielten zusammen einen Verkaufspreis von 31 Mark und 2 Schillinge. Ein Rind war also im Durchschnitt 3 Mark, 1 Schilling und $4 \frac{2}{3}$ Denare wert. Damit hatten die Unkosten für den gebrannten Kalk im Steinbacher Ofen einen Gegenwert von 8 Rindern, für die Kosten des Peffekovener Ofens hätte man eine Herde von circa 15 Rindern kaufen können.

Der Hof in Peffekoven lieferte 3 Schafe für 8 Schillinge pro Stück.

Vom Hof in Hollinden wurden 4 Schafe verkauft für 5 Schillinge pro Stück.

Für zwei Faselschafe¹³ (ungemästet) gab es nur $4 \frac{1}{2}$ Schillinge pro Stück.

Der Hof Steinbach lieferte 10 Hühner im Wert von einem Schilling pro Huhn.

Arbeitslöhne:

Facharbeiter mit Kostzulage:

Der Maurer Rembold von Steinbach hatte an dem Peffekovener Ofen 2 $\frac{1}{2}$ Tag gemauert. Für Kost und Lohn erhielt er pro Tag4 Schillinge

Ebenso bekam er für 15 Tage mauern und zimmern an der Burg Neuenberg 5 Mark = pro Tag für Kost und Lohn4 Schillinge

Arbeiter mit Kostzulage:

Hencken und Pele von Scheel haben 39 Tage bei der Burg Neuenberg im Steinbruch Steine gebrochen für 22 Mark und 9 Schilling pro Tag für Kost und Lohn 7 S. pro Mann3 $\frac{1}{2}$ Schillinge

Helfer, welche sich zudem auch noch auf eigene Kosten verpflegen mussten: Schaeff von Engelskirchen, der 6 Tage im Steinbruch mitgeholfen hat, bekam kein Kostgeld und nur zu Lohn 1 Mark 6 Schilling, pro Tag3 Schillinge

Hannes zu Olpe hat 6 Tage Dächer gedeckt, bei seiner Kost, für jeden Tag.....2 Schillinge

Ich eyne Auerchte gestt da den Aulet byß der
Aulen zeit helfen messen by syne kost in
dage bin cost und bin up R

Ich bedingt des Aulet 1000 by Auer byß
der Aulen of dat selt zo deren dan bin
gestt in up

Ich bedingt demait dem halffen of myns
guedigen Auen haene zo peffentoeue eyne
oener Aulet syne zo bierhen dem dan bin
gestt in up of R

Ich der seluen oener bedingt zo abma und zo
myns guedige Auen wille dan bin gestt and
myns den halffen in up 10 R

Ich dat ander dertt zeit der halffen gebant
ab halffen Auer ist 10 dan bin yem dan myns
guedigt hant wagen bin speert und selunden
zor kost gestt 1 up of R

Ein Blatt aus dem Rechenschaftsbericht des Amtmannes und Rentmeisters Wilhem von Beldekusen (Bellinghausen), geschrieben am 22. Oktober 1472 für die Jahre 1470/72 in dem Amtshaus auf der Burg Neuenberg bei Scheel.

(Original im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich - Berg I, 1341)

Johan vom Büchel hat ebenfalls 6 Tage Dächer gedeckt, bekam auch2 Schillinge

Einen Boten mit Fischen von Peffekoven nach Düsseldorf gesandt, zum Lohn 10 Schillinge

Diese Zahlen machen es deutlich, dass die Löhne, im Gegensatz zum 19. Jahrhundert, ein sehr hohes Niveau hatten. Remboldt, der Steinbacher Maurer, dessen weitere Arbeiten in diesen zwei Jahren noch mehrmals abgerechnet werden, verdiente in zwei Arbeitstagen umgerechnet ein fettes Schaf. Für eine Kuh hätte er nur 9 Tage mauern müssen. Auch die Helfer mit ihren 2 Schillingen pro Tag wären in 2 Tagen Besitzer eines ungemästeten Schafes gewesen. Dagegen hätte sich der Bote, welcher von Peffekoven die Forellen nach Düsseldorf tragen musste, für diesen Gang zwei Schafe kaufen können.

Insgesamt kommt der Kalkbrennerei zu dieser Zeit ein sehr hoher Kosten- und Stellenwert zu, wohl bedingt durch seine vielseitige Verwendung. Er wurde ja nicht nur „zo beßeronge des lantz“ (zur Besserung des Landes) verwandt, sondern die Anlage der Kalkkaule auf dem Kameralhof Dorpe zeigt, dass der Kalk auch vor Ort gelöscht wurde. Damit diente dieser gelöschte Kalk zur Herstellung des Mörtels, aber auch als Anstrich. Unerlässlich war seine Beigabe zum Eisenschmelzen in den Hütten, ebenso zum Enthaaren und Vorbereiten der Häute in den weit verbreiteten Loh- und Weißgerbereien, bei der Färberei, zur Glas- und Keramikproduktion und noch vielerlei anderen Verwendungszwecken.

Wenn auch schriftliche Nachweise über die weitere Herstellung und Verwendung von Kalk auf den Kameralhöfen bis 1800 fehlen, so wird in dieser Zwischenzeit dessen Verwendung als Düngemittel in Pachtverträgen anderer adliger Höfe nachgewiesen. Erhalten geblieben ist noch ein Pachtvertrag

der „Regierungs Kantzelle Ueber den Cameral Hollinder Hof“ aus dem Jahr 1804¹⁴. In diesem wird aufgeführt:

„Ebenso Verspricht pfächter 11.) Bey der Bewilligung der zu seiner Haushaltung Ackerbau und dazu unentbärlichen Kalck ganz Notigen und beiliegend Spezificirten Holz Bedürfnissen, kein anderes als was ihm durch den Oberförster oder sonst einen ggst. Beauftragten angewiesen wird abzufällen, oder auszurotten“.

Vom Pächter Peter Hackenberg erfolgt der Zusatz:

„Da mir unterschriebenem Pfächter des Cameralhof zum Hollinden durch Decret des Herrn Kellner W. de Prenytus (1804 war Franz Josef Cornelius de Berges Kellner des Amtes Steinbach)¹⁵ ist befohlen worden, gewissenhaft anzugeben, wie viele Karrigen Brandholz zum Unterhalte meiner Haushaltung jährlich Vonnöthen sind, so bemerke ich gehorsamst, daß ich jährlich zum Kalkbrennen

1tens Vonnothen habe	50	Karrigen
2tens zur Unterhaltung des Viehes	60	“
3tens für die Küche	60	“
4tens für den Backofen	20	“
	<hr/>	
	190	Karrigen“

Damit wäre wohl der Beweis erbracht, dass zumindest auf den landeseigenen, als auch auf den adligen Höfen, die Kalkherstellung und Düngung durch die Jahrhunderte üblich war. 1808 unter Napoleon wurden die Kameralhöfe von der General-Domänen-Direktion des Großherzogtums Berg übernommen. Die Nachfolge trat 1816 die Preußische Domänen Kammer an. Diese gab 1830 alle Höfe durch öffentlichen Verkauf in Privat-hand, zumeist an die alten Pächter. Teils werden die Höfe jetzt noch von diesen alten Familien bewohnt.

Das freiadlige Gut in Delling

Der Freiherr Johann Werner von Gürtzgen zu Dhünnenburg war 1667 durch die Heirat mit Friderike Agnes von Mosbach, genannt Breidenbach, in den Besitz des freiadligen Gutes in Delling gekommen¹⁶. Zu dessen Bewirtschaftung schloss er mit dem Halfmann Johann in der Mintzenbach am 3ten January 1684 auf seinem Haus Dhünnenburg einen Pachtvertrag ab. Darin wird im Artikel 17 festgelegt:

„Zwölff Karren Kalck (ß) sollten iährlichß in daß feldt geleyet werden, wozu Herrschaft die Halbscheit auf dem ofen bezahlt, Pfächter aber auff seine Kosten die bey fuhr tuht“¹⁷.

Dieser Vertrag liefert einen weiteren Beweis für die Kalkdüngung durch die Jahr-

hunderte im Raum Lindlar. Es stellt sich jedoch hier die Frage, gehörte der Ofen zum Haus Delling und der Freiherr bezahlte die Halbscheid, oder wurde der Kalk gewerblich gebrannt? Mit seinen vier Töchtern verkaufte Johann Werner Frhr. von Gürtzgen das gesamte freiadlige Gut am 24. Juni 1707 an die reformierte Kirchengemeinde in Delling. Durch den „Vereideten Landmesser“ Johannes Breidenbach wurde eine Ausmessung der Parzellen des Pastoratgutes vorgenommen. Abgeschlossen am 23. April 1762, bestätigte er die Flächengröße von 108 1/4 Morgen und 16 1/2 Ruthen. Bei diesem Aufmaß wäre ein eigener Kalkofen angebracht gewesen.

Der Kalkofen in Delling¹⁸

Bedingt durch den Bau einer Wasserleitung musste im Oktober 1979 am nordwestlichen Ortsausgang von Delling ein Kanalgraben ausgehoben werden. Herr Pfarrer Köhler und Herr Dinger entdeckten hierbei die Reste eines alten Ofens. Eine Grabung des Landesmuseums in Bonn, Außenstelle Bergisches Land, konnte bestätigen, dass es sich um einen Kalkofen gehandelt hat. Dieser war zum Teil halbseitig in einen Talhang eingebaut. Dadurch konnte der Ofen ebenerdig durch den Ofenmund befeuert, sowie von oben, auch wieder ebenerdig, gefüllt und entleert werden. Der Ofen selber war ein circa 2 m hoher, kreisrunder Schacht mit konvexen Wänden und hatte etwa 3 m Durchmesser in der Mitte.

Der Bauart nach zählt dieser Ofen zu den seit der Römerzeit nachweisbaren Modellen,

wie sie in verschiedenen Abmessungen bis in das 19. Jahrhundert betrieben wurden. Auch auf den Kameralhöfen war ersichtlich, dass sie in der Größe stark variierten. Ganz wenige dieser Öfen sind noch erhalten, einige stehen unter Denkmalschutz. Hierzu zählen die ausgegrabenen Römeröfen in Iversheim bei Münstereifel. Ebenfalls unter Schutz gestellt ist ein Ofen in der Gemeinde Gransdorf, Kreis Bitburg-Prüm in der Eifel¹⁹, in der Größe von 4 m Höhe und 2,50 m Durchmesser. Diesen seit 1975 stillgelegten Ofen hat der im Jahr 1900 geborene Kalkbrenner Josef Kremer im Jahr 1979 noch einmal gefüllt und gebrannt. Das Rheinische Amt für Landeskunde in Bonn hat diesen Vorgang, zwecks Überlieferung an die Nachwelt, begleitet, gefilmt und dokumentiert.

Der Kalkofen aus Lenggries im Freilichtmuseum „An der Glentleiten“

Da in unserem kleinen Ort Heibach, Gemeinde Lindlar, schriftlich festgehalten schon seit circa 200 Jahren, die Kalkbrennerei nachgewiesen ist, auch die Konzession und der Bau eines Ofens aus dem Jahr 1853 vorliegt, war das Thema Kalkbrennen immer von großer Bedeutung für uns. Im Herbst 1997 verbrachten meine Frau und ich unseren Urlaub in der Gemeinde Kochel am See im schönen Pfaffenwinkel in Oberbayern. Dort befindet sich dicht bei, in der Gemeinde Großweil, das Freilichtmuseum des Bezirkes Oberbayern „An der Glentleiten“. In diesem wurde der Kalkofen aus Lenggries nachgebaut, welcher zu verschiedenen Zeiten auch in Funktion gezeigt wird. Im Unterschied zu vergleichbaren Öfen ist der Kessel nicht rund, sondern oval. Der Boden ist 2 m breit, aber 3,20 m lang. Wie ein Korb erweitert er sich nach oben auf 2,70 m x 3,60 m.

Die Höhe von 3,20 m ist mit anderen Objekten vergleichbar. In seiner ganzen Art passt sich dieser Ofen allen vergleichbaren Typen an. Auch hier im Museum ist der Ofen in einen Hang gesetzt worden, wodurch die Feuerung wieder ebenerdig durch das Mundloch erfolgen kann. Rückseitig erfolgt die ebenerdige Befüllung und Entleerung. Allerdings ist er in seinem Erscheinungsbild durch ein 6 Meter hohes, konisches Dach, welches von einer verstellbaren Klappe abgedeckt wird, stark verändert worden. Es ist eine Modernisierung, wodurch ein besserer Abzug erreicht wird. Ebenfalls wird der obere Raum dadurch fast rauchfrei gehalten, was natürlich bei der Bearbeitung auch ein wesentlicher Vorteil ist. In älterer Zeit waren die Öfen meist ohne Dach und damit sehr von der Witterung und Windrichtung abhängig.



Der Ofen im Freilichtmuseum „An der Glentleiten“

Der alte Kalkofen des Klosters Benediktbeuren in Ried

Bei einem Spaziergang durch den kleinen Ort Ried, an der Straße von Kochel nach Benediktbeuern, fanden wir an einer alten Stalltür ein Schild mit der Aufschrift „Kalkofen“. Leider konnten wir aber keinen Ofen sehen. Wir umgingen dieses Gebäude und fanden an der Rückseite einen Haufen Kalksteine von wirklich bester Qualität. Ein freundlicher Nachbar stieg über seinen Gartenzaun, gab uns bereitwillig Auskunft und öffnete uns sogar die Türen. In diesem alten Gemäuer war wirklich der circa 800 Jahre alte Kalkofen des ehemaligen berühmten Benediktiner-Klosters Benediktbeuren (740-1803) eingegraben. Bald konnten wir Kontakt mit dem Besitzer und Betreiber, dem Kalkbrenner Herrn Anton Streidl, aufnehmen und einen Termin vereinbaren. Bei einem Gespräch erfuhren wir dann, dass dieser Ofen vor ca. 850-900 Jahren vom Kloster Benediktbeuern erbaut worden war.

Nach der Säkularisation 1803 konnte seine Familie als damaliger Pächter den Ofen erwerben und immer neben einer Landwirtschaft betreiben. Jährlich wurden 16 - 18 Brände durchgeführt, von denen während der Pächterzeit dem Kloster zwei Brände zustanden. Heute wird nur noch jedes Jahr in der Karwoche ein Ofen Kalk gebrannt. Gleich den bisher aufgeführten Öfen ist auch er in einen Hang eingesetzt. Damit ist die Befuerung wie auch die Be- und Entleerung ebenerdig gesichert. Die Höhe des Ofens beträgt innen 4 Meter, er hat unten einen Durchmesser von 2 Metern, geht in der Mitte auf 3 Meter auseinander und zieht sich am oberen Rand auf 2,50 Meter zusammen. Mit diesen Maßen gleicht er sich dem Eifeler Ofen in Gransdorf völlig an, welcher ebenfalls 4 Meter hoch ist und einen Durchmesser von 2,50 Meter hat. Gefüllt wird der Rieder Ofen mit 18 Kubikmetern Kalksteinen. Der Ofen im Museum „An der Glentleiten“ ist zwar nur 3,20 Meter hoch, hat jedoch



Nur durch ein Schild an der Tür findet man den Ofen

unten eine Breite von 2 Metern und durch seine ovale Form eine Länge von 3,20 Meter. Nach oben erweitert er sich auf 2,70 Meter Breite zu 3,20 Meter Länge. Er wird mit 20 Kubikmetern Steinen gefüllt.

Sehr günstig zur Beobachtung war der richtige Zeitpunkt gerade jetzt im September. Der Ofen war leer. Nach Abschluss der Erntearbeiten sollte mit dem Herrichten für den neuen Brand begonnen werden. Hierzu mussten an der Nordwestseite der Benediktenwand die Kalksteine gebrochen oder aufgegeben werden. Bis 18 Kubikmeter Material am Ofen liegen, sind viele Tage und Fahrten durch das unwegsame Gelände nötig.

Leider ist der Urlaub zu Ende und wir müssen heimfahren. Das Gesehene lässt uns aber nicht los. Bei dem Bau unseres Hauses haben wir viele Säcke Zement verbraucht, aber auch noch Branntkalk aus Säcken eingelöscht. Oft kam dabei die Frage: Kalk und Zement ist ein Pulver, es wird mit Sand

gemischt, mit Wasser angefeuchtet und nach einer kurzen Zeit wird es zu Stein. Wir bilden uns und lernen:

In den Ofen werden Kalksteine, *Calciumkarbonat* (CaCO_3), geschichtet. Durch das Erhitzen beim Brand verdampft das Wasser (H_2O) und während des Brennens gleichfalls das Kohlendioxid (CO_2). Nach dem Erkalten des Ofens ist aus den Kalksteinen der Branntkalk, *Calciumoxid* (CaO) entstanden. *Dieser chemische Vorgang lässt sich nun aber rückgängig machen.* Dem Branntkalk wird wieder Wasser zugesetzt, er wird gelöscht, wobei er sich bis zu 115 Grad erhitzen kann, es entsteht Kalkhydrat, *Calciumhydroxid* ($\text{Ca}(\text{OH})_2$), der Sumpfo- oder Löschkalk. Wird dieser Kalk mit Sand gemischt oder auch ohne Sand als Farbe (Weißkalk) auf die Hauswand gestrichen, so nimmt er aus der Luft das Kohlendioxid (CO_2) auf und wird wieder zum Kalkstein, *Calciumkarbonat* (CaCO_3). Das Gewicht der Steine verringert sich durch den Brand um 40 bis 45 %. Auch sinkt der Ofeninhalt um 10 bis 20 %. Dagegen vergrößert sich das Volumen bei guter Kalkqualität durch das Löschen um das 3 bis 3 1/2-fache. Der Ofen im

Freilichtmuseum „An der Glentleiten“ erzielt daher bei seiner Füllung mit 20 Kubikmetern Kalksteinen nach dem Löschen etwa 60 Kubikmeter Sumpfkalk. Kalk mit mineralischen Beimischungen und minderer Qualität quillt nur um das 2 bis 2 1/2-fache.

Es war nun zu verlockend, diese ganzen Vorgänge im praktischen Betrieb zu erleben. Nach erneuter Kontaktaufnahme vereinbarten wir unser Kommen zum Brand in der Karwoche 1998.

Bei unserer Ankunft am Samstag, 4. April 1998, war der Ofen fertig zum Brand hergerichtet. Der Kalkbrenner hatte nach unserer Abfahrt im September 1997 die ersten Steinlagen am Boden bis zu einer Höhe von etwa 1,70 Meter hochgezogen. Dann kam der schwierigste Teil beim Füllen. Er musste, wie bei einer alten gewölbten Bogenbrücke, oder bei einem Keller, ein selbsttragendes Gewölbe aus den rohen Steinen setzen. Dafür wurde mit Stempeln und Brettern ein Lehrgerüst zwischen den zwei bereits aufgeschichteten Mauern gesetzt. Schon beim Brechen oder auch Lesen der Steine, beim Auf- und Abladen, hatte der Kalkbrenner



*(Bild rechts oben)
Die ersten Steine
sind gelegt, an den
Wänden stehen senk-
rechte Balken*

*(Bild rechts unten)
Blick von oben
in den leeren
Ofen*

*Die Rückseite des
Ofens mit dem Kalk-
steinhaufen, vorne
rechts die Kalkgrube*

auf die für diese Arbeit passenden Steine geachtet. Sie lagen auf einem besonderen Haufen. Nun mussten sie bogenförmig auf den Zwischenraum der zwei Mauern gesetzt werden, um diesen zu überspannen. Wichtig war hierbei auch der Bau der Gegenlager, die später, bei der Belastung durch den ganzen darüber liegenden Kesselinhalt, dem Druck widerstehen mussten. Richtig gesetzt, presste das Gewicht der Steine aber auch die Bögen zusammen und stellte dadurch ihre Festigkeit her. Nachdem das Gewölbe gesetzt war, konnte sehr behutsam mit dem Packen des Materials begonnen werden. Vorsichtig nur durften von oben die Steine an den Rand des Kessels geworfen werden. Die größeren Steine wurden in die Mitte gesetzt, da sich dort eine stärkere Hitze entwickelte, die kleineren Brocken kamen an den Rand. Die Balken an den Ofenwänden, in deren Leerraum nach ihrem Ausbrennen später der Rauch und die Flammen abziehen konnten, durften nicht vergessen werden. So wurde der Ofen bis etwa 1,25 Meter unter dem oberen Rand gefüllt. Ab hier mussten die Steine mit 20 Zentimeter





Der fertig gefüllte Ofen am Samstag, 4. April 1998



Der Ofen ist bereit und wird am Montag, 6. April 1998 um 5 Uhr angezündet



Viel Rauch und Qualm, aber kein Schadenfeuer



Fünzig Raummeter Holz stapeln sich unter dem Dach neben dem Ofen

Abstand vom Rand entfernt gesetzt werden. Durch den entstandenen Zwischenraum konnte der Rauch und später die Flammen und die Hitze entweichen. Ebenfalls wurde durch Auflegen von Tonziegeln beim Brennen der Zug reguliert. Nachdem nun der Ofen vollständig gefüllt war, legte der Kalkbrenner auf die ganze Oberfläche eine dicke Lage Fichtenreiser. Diese deckte er mit einer bis zu 20 Zentimeter starken Schicht aus Sumpfkalk ab, welche als Deckel beim Brand die Hitze im Ofen hielt. Damit war die Füllung des Ofens und der erste Teil der Produktion abgeschlossen, der Ofen zum Anheizen bereit.

Hiermit wurde am Montagmorgen begonnen. Da der Ofen und auch die Füllung feucht und kalt waren, entwickelte sich ein dem entsprechend starker Rauch. Wie wohl alle Öfen in den Jahrhunderten war auch dieser immer im Freien und ohne Dach gewesen. Erst in diesem Jahrhundert erfolgte eine Modernisierung. Statt des 6 Meter hohen Aufsatzes, wie bei dem Ofen im Museum, wurde dieser jedoch lediglich umbaut und überdacht. Dadurch war man vom Wetter unabhängiger geworden. Eingebaute Luken im Giebel sorgen für den Rauchabzug. Nach dem Anzünden suchte sich der starke Qualm aber zusätzlich jede Ritze unter dem Dach zum Entweichen. Jeder Uneingeweihte vermutete dadurch ein ausgebrochenes Feuer. Der Ofen ist nur durch einen Fahrradweg von der Bundesstraße 11, von Kochel nach Wolfratshausen, getrennt. Pausenlos wird an diesem Morgen, von den im Auto vorbeifahrenden Handybesitzern, die Leitstelle der Feuerwehr alarmiert. Neben einigen zur Hilfe bereiten Fahrern entsteigen aber auch viele neugierige Zeitgenossen einer längeren Schlange von anhaltenden Autos. Natürlich lässt sich auch die Presse dieses morgend-

liche Schauspiel nicht entgehen. Einem ganzen Pulk von Zuhörern erteilt dann der Kalkbrenner an diesem Morgen Anschauungsunterricht über seine Tätigkeit.

Das Steinbrechen und Ofenfüllen ist eine Knochenarbeit. Eine weitere ist aber auch das Brennen. Nachdem am Montagmorgen noch nicht voll durchgeheizt wurde, steigert sich im Laufe des Tages der Bedarf an Nachschub. Es ist stets ein Bestand von 50 Raummetern Brandholz vorrätig zu halten. Verfeuert wird vor allen Dingen Nadelholz, da dieses durch sein schnelles Verbrennen eine lange Flamme erzeugt, welche bei gutem Zug weit durch die Steine schlägt. Dafür ist es jedoch nötig, dass alle fünfzehn Minuten ein viertel Raummeter Holz nachgelegt wird. Die kurzen Pausen werden zum Auffüllen des Holzvorrates genutzt. Dabei muss der Brenner, aus der Hitze vor dem Ofen, nach draußen zum Holzstapel laufen, um von hier durch eine Luke die langen Scheite in den Vorraum zu werfen. Diese



Der 2. Tag, alle 15 Minuten verlangt der Brand einen viertel Raummeter Holz

Hatz dauert acht Stunden ohne längere Pause. Es ist ein Glücksfall, dass der Kalkbrenner zwei Söhne hat. Darum können die vierundzwanzig Stunden in drei Schichten aufgeteilt werden. Die schwierige Nachtschicht von zweiundzwanzig Uhr abends bis sechs Uhr morgens übernimmt der Brenner selber. Er will damit verhindern, dass jemand übermüdet einschläft und das Feuer dann ebenfalls. In seiner langen Zeit als Kalkbrenner ist es ihm einmal passiert. Wird nämlich der Brennprozess unterbrochen, ist die Füllung verdorben, die halbgaren Steine würden sich nicht löschen lassen. Darum mussten die 18 Kubikmeter Steine, welche noch nicht viel an Gewicht verloren hatten, mühsam aus dem Kessel nach oben entfernt werden. Als sie wieder auf dem Platz lagen, mussten sie auch noch abtransportiert und irgendwo gelagert werden. Diese Arbeit wäre eine Lehre für sein ganzes weiteres Leben als Kalkbrenner gewesen.

Am Vormittag des zweiten Tages hat die Rauchentwicklung aufgehört. Die Hitze staut sich unter dem Kalkdeckel und es zeigen sich Trockenrisse. An der Rückseite kommen schon einzelne Flammen hoch. Dieser Abschnitt wird vom Kalkbrenner zur Regulierung des Feuers mit Tonziegeln belegt, welche den Spalt waagrecht überdecken. Ab jetzt muss neben dem viertelstündigen Heizen laufend der Luftzug durch die leergebrannten Kanäle kontrolliert werden.

Der dritte Tag zeigt am Morgen, dass der Inhalt langsam zu sinken beginnt. Die Tonziegel neigen sich nach innen. Durch den Spalt am Rand ist das goldgelbe Glühen der Steine sichtbar. Am Abend schlagen die Flammen rund um den Rand. Der Inhalt ist so weit abgesunken, dass die Tonziegel fast senkrecht stehen. Der ganze Kessel ist eine glühende Masse. Als der Kalkbrenner um 22

Der Ofen am Vormittag des zweiten Tages





Der Ofen am Morgen des dritten Tages



Ein Ofen wie ein glühender Vulkan

Uhr seine Schicht beginnt, heizt er nur noch langsam und stellt es um 24 Uhr ganz ein.

Damit hat dieser Brand 3 Tage und 2 1/2 Nächte gedauert, genau 67 Stunden. Der Holzverbrauch lag bei circa 40 Kubikmetern. Der Ofen in Gransdorf war mit 60 Stunden Brenndauer veranschlagt, brauchte aber durch gute Bedingungen nur 50 Stunden. Das Freilichtmuseum „An der Glentleiten“ gibt für einen Brand 4 bis 5 Tage und Nächte an. Die Zeit wird durch viele Faktoren beeinflusst, wie Steinqualität, Wind, Feuchtigkeit, Brennmaterial usw.

Der Ofen wird entleert

Wer sich an dieser Arbeit beteiligt, ist nicht zu beneiden. Sie ist auch nicht für jeden Menschen geeignet. Kommt der gebrannte Kalk mit Feuchtigkeit zusammen, so löscht er unter Entwicklung starker Hitze ab. Der sich beim Leeren des Ofens entwickelnde Kalkstaub setzt sich in den feuchten Augenwinkeln ab, dadurch entsteht eine ätzende Reizung und starker Tränenfluss. Wird der Staub durch die Nase eingeatmet und lagert sich auf den Schleimhäuten ab, so frisst er diese bei dünnhäutigen Menschen durch und das Nasenbluten ist nur durch die Flucht und Reinigung zu stoppen. Natürlich gerät man bei der schweren Arbeit ins Schwitzen. Nicht nur auf den unbedeckten Hautstellen beißt es dann, der Staub durchdringt auch die Kleidung und erzeugt ein unheimliches Brennen und Jucken.

Bei der Verarbeitung von Branntkalk ist höchste Vorsicht geboten. Wird dem Kalk Wasser zugesetzt, erhitzt er sich bis auf 115 Grad. Durch das Rühren in flachen Gruben oder den Kalkpfannen, mit viel Wasser, wird er gelöscht. Auch der Transport und die Lagerung schaffen Probleme. Hier von diesem Ofen fuhr einmal ein Gespann mit frisch gebranntem Kalk in Richtung Bad Tölz. Hinter Bad Heilbrunn am Stallauer Weiher wurde es von einem starken Regenguss überrascht. Der auf den Kalk prasselnde Regen begann



Jeder Stein muss einzeln aus dem Ofen genommen werden.



diesen unter blasenden Geräuschen und explosionsartiger Knallerei zu löschen. Die Pferde gerieten dadurch in Panik, rasten samt dem Wagen in den See und ertranken. Mit dem Aufkommen der Eisenbahnen wurde auch mit dem Transport von Branntkalk in offenen Holzgüterwagen begonnen. Bei Regenwetter entwickelte der sich ablöschende Kalk eine starke Hitze, welche die Holzwände verkohlte und in Brand setzte²⁰. Die Preußische Staatsbahn baute daher als eine der ersten Bahnverwaltungen den aus Eisenblech hergestellten Kalk-Wagen, welcher zusätzlich durch ein Dach mit meist drei Deckeln beidseitig versehen war.

Bei unserem Hausbau 1965 bekamen wir Branntkalk in Papiersäcken mit einer dünnen Folieneinlage aus Kunststoff. Bei der Lagerung im Rohbaukeller reichte die Feuchtigkeit darin schon aus, um die Papiersäcke regelrecht zu verbrennen, sie waren schwarz verkohlt. Als die Landwirte bis in die sechziger Jahre den Branntkalk noch lose mit dem Fuhrwerk vom Bahnhof abholten, ist durch unsachgemäße Lagerung in der Nähe von Heu und Stroh so mancher Schuppen, manche Scheune, aber durch Übergreifen

des Feuers auch ganze Höfe, in Flammen aufgegangen.

Nachdem über Ostern der Ofen ausgekühlt war, begann am Dienstag das Entleeren. Der aufgebrachte Deckel aus Sumpfkalk wurde abgeräumt. Jetzt nahm der Kalkbrenner jeden Stein in die Hand. An der Farbe und am Gewicht erkannte er die Güte jedes Einzelnen. Die guten Steine sortierte er in eine Schubkarre, später, als er tiefer im Ofen sank, auf den Ofenrand. Als auch dieser zu hoch war, warf er die Steine in einen Kübel, welcher mit einer Winde hochgezogen wurde. Zum Glück waren die 18 Kubikmeter Steine nunmehr fast um die Hälfte leichter. Die Hunde, das waren die unbrauchbaren Steine, ergaben zum Glück nur einen kleinen Haufen. Hinter dem Ofen waren mehrere betonierte Kalkgruben, in welche die Schubkarren entleert wurden. Die Größe der Gruben, die Wassermenge und ein rotierender Quirl, welcher das Wasser unentwegt durchwirbelte, ließ keine Probleme beim Löschvorgang entstehen. Durch die ein- bis zweijährige Einlagerung in den eigenen Kalkgruben steht hier immer die beste Qualität zur Verfügung, welche vor allen Dingen

zur Restaurierung von Burgen, Schlössern, Kirchen und Klöstern geliefert wird. Zur Zeit des Brandes 1998 wurde Kalk aus Ried im Schloss Herrenchiemsee verarbeitet.

Es war für uns ein großartiges Erlebnis, den Arbeitsablauf des Kalkbrennens verfolgen zu können, so wie er in diesem Ofen seit mehr als 800 Jahren betrieben wird. Wohl in der selben Weise ist in den Öfen im Raum Lindlar, zumindest bis 1850, der Kalk hergestellt worden.

Der Transport mit der Schubkarre zu den Kalkgruben





Aus den Kalksteinen . . .



. . . ist Löschkalk geworden

Die Besteuerung der Kalkproduktion im Amt Steinbach von 1739 bis 1807

Unter der Regierung des so bekannten Kurfürsten Jan Wellem (Johann Wilhelm, 1690 - 1716) wurde im August 1698 eine Anordnung²¹ für die Besteuerung der Kalkbrennerei erlassen. Diese ist in den Abgabelisten für die Jahre von 1739/40 bis 1808/09 erhalten geblieben. In der Abrechnung der Kellnerei des Amtes Steinbach für die Zeit vom 1. Februar 1751 bis Ende Januar 1752 führt der Kellner Caroli Josephi Fuhr aus Wipperfürth auf: „daß die Jenige, welche Keinen Kalk anderweithig Verkaufen, sondern Nur zu ihrer länderey gebrauchen, frey seyen, die Jenige aber so ihrem Nachbahren oder sonsten etwa Verkaufen den 20ten pfenning, die aber große Commercica damit treiben Jahrlchs sechs rtl. (Reichstaler) Von Jedem Kalkofen, er seye auf ad- oder ohnadlichen grundt gelegen, zahlen“

Ferner wird angeführt: „Daß dahier eine Karrig Kalck ohne fracht einen rtl. Koste und also der 20te pfenning Von einer Karring 4 alb seye“ ...

(1 Taler = 80 Albus, 1 Albus = 12 Pfennig)²²

Es werden dann die 9 Kirchspiele des Amtes Steinbach aufgeführt: Lindtlaer, Bechen, Curten, Olpe, Engelskirchen, Wipperfürth, Wipperfeldt, Keppel und Overath. Leider konnte der Kellner aber zu dieser Zeit noch keine Einnahmen verzeichnen. Desgleichen ist in der folgenden Abrechnung vom 1. Februar 1752 bis 31. Januar 1753 der Fall.

Für den Zeitraum vom 1. Februar 1760 bis zum 31. Januar 1761 wird notiert:

„KirspeL Lindtlaer, ...24 Karringen, 1 M. 16 Albus
KirspeL Wipperfürth, ..7 Karringen, - M. 28 Albus
1 M. 44 Albus“

In der Abrechnung 1762/63 liefert das:

„KirspeL Lindtlaer,.. 50 Karringen, 2 M. 40 Albus
KirspeL Wipperfürth, 8 Karringen, - M. 32 Albus
2 M. 72 Albus“

Weiterhin kostet die Karre Kalk ohne Fracht 1 Reichstaler und muss der 20te Pfennig bezahlt werden. Pro Karre werden dadurch 4 Albus an Abgaben berechnet. Somit erhält der Kellner für diese 58 Karren Kalk 2 Reichstaler und 72 Albus. Aus diesen Abgaben ergibt sich die Folgerung, dass sich eine bescheidene, gewerbliche Kalkbrennerei im Amt Steinbach erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts schriftlich nachweisen lässt. Natürlich muss auch vorher gewerblich gebrannt worden sein, denn für die öffentlichen Bauten, wie dem Amtshaus 1698²³, dem Rathaus mit Gefängnis vor 1700, oder dem Kirchturm im siebzehnten Jahrhundert, war der Kalk ja unerlässlich.

Nunmehr jedoch, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, steigerte sich der Bedarf. Von 1756 bis 1760 errichtete der Schultheiß des Amtes Steinbach, Hofrat Johann Joseph Reichsritter von Brück den zweistöckigen Neubau des Schlosses Ober-Heiligenhoven. 1766 wurde das neue Pfarrhaus²⁴ erbaut. Das Amtshaus, sowie das Rat- oder Registraturhaus sind 1773/74 aufwändig in Stand gesetzt worden.²⁵ Eine völlige Restaurierung musste 1784 am Kirchturm erfolgen. Von Grund auf wurde er mit einer circa 60 cm starken Mauer ummantelt, welche mit dem eigentlichen Mauerwerk des Turmes keine feste Verbindung hatte. Diese Arbeiten bedingten auch eine Erneuerung des alten, romanischen Daches. Statt dessen erhielt der Turm sein heutiges geschweiftes Dach mit der offenen Laterne und der hohen schlanke Haube. Die Gelegenheit zum Bau muss um 1800 sehr günstig gewesen sein, denn zwischen 1806 bis 1808 wurde die heutige Apotheke als Kellnereihaus (Finanzamt) des Amtes Steinbach errichtet²⁶. Aber auch viele private Häuser stammen aus diesen Jahren. Sogar der Schultheiß Gabriel Gottfried Leunenschloß baute sich, in seiner Amtszeit von 1800 bis 1808, ein Wohnhaus,

das heutige Haus Hauptstraße 14. Es spricht für die Wirren der damaligen Zeit, dass er, als Vertreter und Wahrer der Landesgesetze, es ohne Genehmigung auf das öffentliche Grundstück des Amtshauses setzte. Bereits bei dem Umbau des Kirchturmes 1784 war es zu einem Bauskandal gekommen, bei welchem alle Betrugsfälle angewandt wurden, welche bei einem Bauvorhaben möglich sind. Ein Sprichwort sagt: Das Auge des Herrn macht das Vieh satt. Jedoch hat der Landesvater Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz, er regierte von 1716-1742 in Mannheim und in Schwetzingen, seine Herzogtümer Jülich und Berg nie betreten. 1742 trat Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach die Nachfolge in Mannheim an. Als ihm 1777 durch Erbvertrag die Kurfürstenwürde von Bayern zufiel, verlegte er den Regierungssitz nach München. Nach seinem Tod 1799 wurde Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld, Kurfürst von Bayern und Herzog von Jülich, Kleve und Berg, sein Nachfolger. Die Residenz blieb im fernen München. Es ist zu vermuten, dass bestimmt nicht alle Kalkkarren an der Obrigkeit vorbeigefahren sind und daher nicht berechnet, oder aber auch nicht notiert wurden.

Die Abrechnung der Neuenberger Kellneirechnungen des Amtes Steinbach für die Jahre 1806/07 wurden unter dem Franzosen Joachim Murat, dem Schwager Napoleons, durch den Kellner Franz Joseph Cornelius de Berges in Wipperfürth, noch nach dem alten Modus ausgeführt. Es war durch die starke Bautätigkeit bedingt eine spürbare Entwicklung der Kalkbrennerei eingetreten. Jetzt lieferte die Honschaft²⁷ Breun 38 Karren, Unterkirchspiel Lindlar 40, die Honschaft Floßbach 27 und Olpe 30 Karren Kalk. Diese 135 Karren wurden in dem Zeitraum vom 1. Oktober 1806 bis zum 30. September 1807 pro Karre mit 4 Albus berechnet. (Siehe nächste Seite). Fast nicht glaubhaft, aber in den schriftlichen Unterlagen nachweisbar, ist die Anwendung der 109 Jahre alten, aber immer noch gültigen Abgaben-Verordnung

von August 1698. Nach wie vor wird am 30. September 1807, nach dem alten Tarif, für einen kommerziellen Kalkofen jährlich 6 Reichstaler, für eine Karre Kalk 4 Albus berechnet. Die Abrechnungen bezeugen aber auch, dass im Amt Steinbach, zu allen Zeiten, kein Kalkofen für einen „großen Kommerz“ betrieben worden ist. Es sind keine Einnahmen von 6 Talern pro Kalkofen nachzuweisen. Das größte Hindernis für eine gewerbliche Ausbreitung der Kalkproduktion, sowie auch aller anderen Unternehmen, war die sehr üble Beschaffenheit der öffentlichen Straßen. Nach allen Richtungen liefen praktisch nur unbefestigte Feldwege, deren Linienführung und Zustand keinen Verkehr mit vierrädrigen Wagen erlaubte. Es konnten nur zweirädrige Karren benutzt werden. Als Beispiel sei der Reisebericht des lutherischen Landpastors Johann Moritz Schwager angeführt. Er war auf dem Gut Kalkkuhle, in der damals reichsunmittelbaren, fürstlich schwarzenbergischen Herrschaft Gimborn-Neustadt, am 24. September 1738 geboren. Im Oktober 1768 nahm er die Pfarrstelle in Jöllenbeck bei Bielefeld an. Nach 34 Jahren, im Juni 1802, wollte er noch einmal seinen Geburtsort aufsuchen. Aus diesem Grund unternahm er mit seiner Frau und einer Tochter, sowie mit einem Freund und in dessen Kutsche, eine Reise in die Herrschaft Gimborn. Die Fahrt endete jedoch bereits in Elberfeld. Der Postmeister in Langenfeld hatte den weisen Rat erteilt: *„In den Bergen fährt man nicht, Herren und Damen reiten, die Pferde sind an das Klettern gewöhnt, niemand achtet dann Berge und Wege, weil man einmal daran gewöhnt ist“*. Auf der Weiterreise, hoch auf einem Mietpferd sitzend, stellte Pastor Schwager fest, *„daß die Kutsche auf diesen Mordwegen unweigerlich in Stücke zerbrochen wäre“*²⁸. Das im Raum Remscheid und Solingen benötigte Erz aus dem Siegerland wurde sehr mühselig auf der Eiserstraße in Pferdekarren befördert. Diese Transporte mussten im Winter, bedingt durch die Witterungsverhältnisse, eingestellt werden.

25. 11. 1871

Leistungsbuch
Chulleser Kegeln

Die in der Waise 1759: 60 f. 13 p. 9. und
 1785 p. 1. 70 ist, nach S. D.
 folgende Aufnahme der Chulleser Kegel
 nach dem Kegel 1698: am 1. Febr. 1807
 diejenige, welche am 1. Febr. 1807
 von Chulleser, sondern zu irgend
 anbelangend sein; diejenige aber, die
 in dem Nachlass oder in dem
 Kauf der 18. Jan. 1807. d. 1807.
 p. Kranig, die gegen den
 damit verbunden 60 f. von jedem Chul.
 oder, so dass die Aufnahme oder
 nicht, sodass gerade 1807. 1807.
 original zu sein, wie nach dem
 Chulleser, so dass die Aufnahme
 ab dem 1. Oct. 1806. bis 1807.
 Sept. 1807. in dem Kegel der
 Chulleser Aufnahme in dem
 Aufnahme nach dem 1807. d. 1807.
 Aufnahme 38 Kranig
 Aufnahme Lindler 40
 Aufnahme Paul Lindler 40
 Aufnahme Kranig
 Aufnahme
 Aufnahme
 Aufnahme 27
 Aufnahme
 Aufnahme
 Aufnahme
 Aufnahme
 Aufnahme
 Aufnahme 80
 135

660

660
 135

Neuenberger Kellnerey-Rechnung
 vom 1ten October 1806 bis letzten September 1807
 (Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg III R, Nr. 43)

„Empfang Geld von Kalkofen Recognition.

Wie in Rech. 1759=60 f.19 p. 2 und letzterer f. 25, p.1. zu ist, welch I. C. D. sichere Erkenntniß von Kalkofen gebüh = ret im August 1698 verordnet, dass die-jenigen, welche anderwärts keinen Kalk verkaufen, sondern zu ihren Ländereyen verbrauchen frey, diejenigen aber, so ihren Nachbahren oder anderen ver = kaufen der 10. Pfenning, od. 4 Albus p. Karrig, die großen Kommerz damit treiben 6 rh. Von jedem Kalk = ofen, er seye auf adlichem oder nicht adlichem Grunde gelegen zahlen wie in Rechn. 1790 in 91 in apostilla originali zu sehen, wie auch dann diejenigen, so laut begehenden Attestaten ab 1ten octob. 1806 bis ulti. Sept. 1807, in denen Kirspielen an Kalkerkentniß abtragen müßen einbringe und zwar p. Karrig 4 Albus

Honschaft Breun	38 Karrigen
Ober Kierspiel Lindlar	-
Unter Kierspiel Lindlar	40.....
Kierspiel Kürten	-.....
Keppel	-.....
Engelskirchen	-.....
Wipperfürth.....6 60
der H. Floßbach	27.....
außer H. Dierdorf	
Bechen	-.....
Overath	-.....
Wipperfeld	-.....
Olpe	30.....
	135

6. 60

Neuenberger Kellnerey-Rechnung vom 1ten October 1806 bis letzten September 1807

(Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg III R, Nr. 43)

Auch in den dazwischen liegenden Zeiten waren oft tagelange Wartepausen in Kauf zu nehmen. Waren nach starken Regenfällen und Gewittern die Flüsse und Bäche stark anschwellen, so konnten die Furten nicht passiert werden. Es gab zur Zeit des Herzogtums Berg noch fast keine Straßenbrücken.

Dem Johann Gerhard Hamm wurde am 22. Februar 1783 die Konzession erteilt: „über die aufm Sulzenfluß anlegen wollenden, mit steinkohlen betrieben werdenden Eisenreckhammer gegen die bestimmte jährlich erkenntniß“ (Es handelt sich um den Eisenreckhammer in Welzen, welcher bis 1856 gearbeitet hat. Danach ist er zu einer Papierfabrik umgebaut worden.) Die Auflage, dass in dem Hammer nur mit Steinkohlen gefeuert werden durfte, war eine Schutzmaßnahme für die verwüsteten Wälder. Ob in dieser Zeit auch schon mit Steinkohlen hier im Lindlarer Raum Kalk gebrannt worden ist, lässt sich nicht nachweisen. Ein Kesselofen mit Steinkohlenfeuerung in Hartegasse wird von Bürgermeister Court 1820 aufgeführt.

Über den Transport der Steinkohle berichtet der Schwelmer Pastor Fr. Chr. Müller in seiner 1789 erschienenen Beschreibung von Schwelm: „Der Kohlentransport ist ein sehr wichtiger und ausgebreiteter Nahrungsweig für das Hochgericht Schwelm. Es wohnen über 300 Kohlentreiber in demselben, deren jeder 3 bis 4 Pferde hält. Überhaupt mögen jährlich wohl 110 bis 120 tausend Pferdeladungen ins Bergische transportiert werden“.²⁹

Die Kohlen wurden in sogenannten Berg-eimern abgemessen und zum Transport in Säcke verpackt. Jedes Pferd bekam etwa zweieinhalb bis drei Bergeimer Kohlen auf den Rücken gelegt. In langen Kolonnen zogen dann die „Kohlentreiber“ aus dem Abbaugbiet von Gennebreck mit ihren Packpferden zu den Abnehmern. Gennebreck liegt nördlich von Schwelm. Von dort über Radereichen, Egen, nach Wipperfürth und Lindlar ist ein Pferdetrieb durchaus denkbar, zumal die „Kohlentreiber“ außer den festen Wegen

meist ihre Treiberpfade, die sogenannten „wilden Wege“ benutzten. Allerdings wurde streng darauf geachtet, dass an der märkisch-bergischen Grenze von jedem Pferd vier „gutegroschen“ Zoll entrichtet wurden.

In der Mitte des 18. Jh. ist in Bergisch Gladbach zeitweise Kalk mit Steinkohlen gebrannt worden. Diese wurden von dem wichtigen Handelsplatz für Steinkohlen in Mühlheim bezogen³⁰. Daher ist auch die Lieferung der Kohlen von diesem Platz nach Lindlar möglich. Durch die wesentlich teureren Transportkosten der Kohlen nach Lindlar sowie des gebrannten Kalkes zu den großen Baustellen war eine gewinnbringende Kalkherstellung größeren Umfangs im hiesigen Raum nicht möglich. Zusätzlich profitierte die florierende Gladbacher Kalkbrennerei von den kurzen Wegen nach Köln und zum Rhein. Besonders aber waren es die großen Bauvorhaben mit ihrem enormen Kalkbedarf, welche Gladbach zu Gute kamen, wie der Bensberger Schlossbau durch den Kurfürsten Johann Wilhelm von 1703 bis zu seinem Tod 1716. Gladbacher Kalk wurde zu den vielen Bauvorhaben der Kölner Kurfürsten Joseph Clemens, 1688-1723, und Clemens August, 1723-1761, nachweislich der Kurkölnern Baurechnungen geliefert. Zu diesen zählen die Wiederherstellung der Bonner Residenz, der jetzigen Universität, das Poppelsdorfer Schloss und der Wiederaufbau des 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses in Brühl, der Augustusburg. Auch kleinere Bauten, wie die Jagdschlösser Falkenlust und Herzogsfreude im Kottenforst, benötigten Kalk.

Ein weiterer und besonders günstiger Umstand für die Gladbacher Kalkbrenner war das Trassvorkommen in ihrem Raum als sehr billiges Brennmaterial. Viele Gladbacher Kalköfen konnten zu dieser Zeit mit Trass befeuert werden, welcher aus den Trasskaulen gegraben wurde. Es handelt sich hierbei um eine an diesem Ort übliche Bezeichnung für eine Art Braunkohle. Aus

allen diesen günstigen Voraussetzungen zogen die Gladbacher Kalkbrenner einen bedeutenden Gewinn. Durch diesen zählten sie mit zu den ersten Familien in dem bergischen Botenamt Gladbach³¹. (Die Stadtrechte wurden Bergisch Gladbach am 9. August 1856 durch König Friedrich Wilhelm IV. verliehen)

Der Gladbacher Trass (Braunkohle) hat jedoch nichts gemein mit der Vulkanerde aus dem Neuwieder Becken, welche ebenfalls Trass genannt wird. Mit diesem Zuschlagstoff wurde der Trasskalk hergestellt, welcher die Eigenschaft hat, sogar im Wasser abzubinden. Natürlich konnte er in Lindlar nicht hergestellt werden. Der für diese Arbeiten beim Schlossbau Heiligenhoven benötigte Trasskalk ist laut Baurechnungen 1826 von den Erben Siegen in Gladbach-Gronau gekauft worden. Bei dem Bau des Kirchenschiffes 1826 der Pfarrkirche in Lindlar wurde der Fußboden mit Bruchsteinplatten in Trassmörtel verlegt. Während für den Mauer- und Putzmörtel der Kalk in Lindlar gebrannt werden konnte, mussten die benötigten 188 Cubikfuß Trasskalk von auswärts gekauft werden. Heute wird die im Brücken- und Tunnelbau und allen anderen an nassen Standorten unentbehrliche Betonmischung mit Trasszement hergestellt.

Gegen die besonders günstigen Voraussetzungen der gewerblichen Kalkproduktion im Gladbacher Raum konnten natürlich die bäuerlichen Nebenerwerbsbrenner in Lindlar nicht bestehen. Alle Versuche, durch die hervorragenden Steinmetzarbeiten im Brungerst, den zu diesen Zeiten schon zahlreichen Eisenhämmern und auch den zwei Eisenhütten sowie weiteren Objekten einer stärkeren Gewerbeansiedlung in Lindlar einen gewissen Aufschwung zu erreichen, wurden hauptsächlich durch den katastrophalen Zustand der Wege verhindert.

Mit der 1808 erfolgten Übernahme und Erweiterung des Großherzogtums Berg durch Napoleon enden auch die Neuenberger

Kellnereirechnungen. Das Amt Steinbach wurde aufgeteilt in die Kantone Lindlar im Arrondissement Mülheim und dem Kanton Wipperfürth im Arrondissement Elberfeld. Im ganzen Großherzogtum Berg wurde 1810 das französische Zivilrecht eingeführt. Jedoch schon 1815 übernahm nunmehr Preußen, nach der vernichtenden Niederlage des Korsen Napoleon, die Verwaltung.

Mit der Gründung des Kreises Wipperfürth wurden die Orte des geteilten, alten Amtes Steinbach wieder zusammen gefügt. Lediglich die Gemeinde Overath wurde in den Kreis Mülheim eingegliedert. Ab jetzt liefen die Amtsgeschäfte über den Preußischen Landrat in Wipperfürth zur Königlichen Regierung in Köln.

Der Turmbau der Kirche St. Severin in Lindlar, 1784

Der erste schriftliche Nachweis für Lindlar ist eine Urkunde des Kölner Erzbischofs Friedrich I. (1100-1131) aus dem Jahr 1109³². Darin wird der Kirche in *Lintlo* die Kathedralsteuer von 11 Pfund (= 1 fränkische Mark = 12 Schillinge) auf 10 Schillinge ermäßigt. Aus diesem 12. Jahrhundert stammt auch der Turm der Lindlarer Pfarrkirche³³, jedoch nur in seinen Anfängen. In dem Protokoll einer Verhandlung des Kirchenvorstandes am 2. Januar 1843, unter dem Vorsitz von Herrn Pastor Fischer, ist notiert³⁴:

„Der hiesige Kirchturm wurde im Jahre 1582 erbaut auf Kosten der Pfarreingesessenen, so wohl der freien wie unfreien. Nachdem derselbe nach Verlauf von 200 Jahren einigen Einwohnern des Dorfes Lindlar gefährlich erschien, wurde derselbe in Folge mehrjährigen Rechtsstreites theilweise abgebrochen, und danach 1780 auf Kosten der Pfarngemeinde wieder aufgebaut“.

In den Kirchenrechnungen von St. Severin ist 1582 allerdings eine *„reparation deß kloekenthorns“* aufgeführt, also kein Neubau, welche von Juli bis Ende November des Jahres 1582 dauerte. Ein großer Schaden



*Der Kirchturm von St. Severin in Lindlar
(Foto: Slg. Jacobi)*

entstand 1626, als in den Wirren des dreißigjährigen Krieges der Turm drei Tage lang brannte. Die in dem hölzernen Glockenstuhl aufgehängten vier Glocken stürzten in die Glut und zerschmolzen. Da bereits 1627 der Wipperfürther Glockengießer Johann Helling, zusammen mit Simon Helling, aus der Schmelzmasse der vier alten, drei neue Glocken direkt in Lindlar goss, werden diese wohl auch bald im wiederaufgebauten Turm ihren Platz gefunden haben. Bereits 1682 ist eine neuerliche größere Turmreparatur verzeichnet.

Doch schon 1765 soll wieder eine größere Instandsetzung begonnen werden. Der Maurermeister Peter Heinrich Braun aus Hohkeppel wird mit der Aufstellung einer Materialliste beauftragt. Er schreibt:

„Curtze Specifikation und Verzeichnis³⁵ derjenigen Kösten welche zur reparation des bawfälligen platzez ahn der Pfahr=Kirche undt zwarn am Kirchen=Thurn zu lindtlar, so sich in circa ad 35 Fuß in die Höhe, undt an verschiedenen orthen als hier ad 10 Fuß, dorth an 15 Fuß, an einem dritten orth ad 20 Fuß in die breite erstreckt: erfordert werden. Undt zwarn werden erstlich folgende Materialien ungefehr erforderlich sein als

*In circa ad50 Kahren steine
Item ad16 Kahren Kalk
Item ad30 Kahren sandt
FERNERS an gerüst=holtz*

*Hohkeppel, 22. März 1765 Peter Henrich Braun
Maurermeister“*

Nach der Größenangabe der Reparaturstellen von 10,99 m in der Höhe und einmal 3,14 m, dann 4,71 m, ferner 6,28 m in der Breite, war der Bauzustand des alten Turmes doch sehr bedenklich. Darum erfolgten lange Verhandlungen, an denen auch die Hofkammer teilnahm. Es dauerte bis zum 2. April 1784, ehe mit dem Turmbau begonnen werden konnte. Die Ausführung wurde dem „*Entreprenneur*“ (Unternehmer) Wilhelm Lob, ohne eine zu dieser Zeit bei öffentlichen Aufträgen üblichen „*Vergantung*“ (Zuschlag

des Bauauftrags an den Wenigstfordernden) übergeben. Nach dem Plan des Churfürstlichen Hofbaumeisters Wanters sollte der Turm mit einer circa 60 Zentimeter dicken Schicht aus Bruchsteinen ummauert werden. Dadurch war aber auch eine Erneuerung des alten romanischen Turmdaches erforderlich, dessen Platz heute das geschweifte Dach mit der offenen Laterne und der schlanken Haube einnimmt.

Die Bauskandale, sowie der Pfsch am Bau, sind keine Errungenschaften der Neuzeit. Bei diesem Turmbau wurde keine der nur möglichen Untaten ausgelassen. Darum ordnete die Churfürstliche Regierung am 20. Juli 1785 eine Untersuchung der Anschuldigungen an, mit welcher der Porzer Oberschultheiß Daniels beauftragt wurde. Unter seinem Vorsitz fand in Hartegasse am 28. Oktober im Haus des Reiner Hamm die Vernehmung des Hauptangeschuldigten Wilhelm Lob statt, zur fraglichen Zeit der Anschuldigungen Kirchmeister, 36 Jahre alt und seit dem 2. April 1784 der zuständige Bauunternehmer. Vorgeladen waren ebenfalls vierzig am Bau beteiligte Zeugen.

Zur Lieferung und Verarbeitung von Sand und Kalk war der Verbrauch von 16 Karren Kalk und 30 Karren Sand geschätzt worden. Als der achtzehnte Zeuge machte Hermann Storrenberg (Sturmberg), wohnhaft in Fenske, die Aussage, dass man die alten Steine hätte durchsichten müssen. Der auf dem Friedhof angefahrene Dreck, oder sogenannte Klei, sei dann ebenfalls zum Mauern verwandt worden. Man habe den „*durchgeschichteten*“ Sand, den Klei und „*heissen Kalk*“ (Brantkalk) vermischt. Der sechsundzwanzigste Zeuge, Johann Wilhelm Storrenberg, 30 Jahre alt, Handwerker, als Maurer am Bau beschäftigt, gab an, dass der Sand aus dem Dreck des alten Mauerwerks bestanden hätte. Aus dem Bach (Lennefe) sei noch Klei entnommen worden, des weiteren auch abgetriebener Sand von der Eremitage. Der dreißigste Zeuge war der Tagelöhner Johann

Wilhelm Brochhagen, 40 Jahre alt, Hand-
langer am Turmbau. Vom Sand wusste er
nichts, den alten Mörtel habe man verwandt
und ein Zeug, welches wie „Potzenleim“
ausgesehen hätte. Der folgende einunddrei-
ßigste Zeuge, der Tagelöhner Wilhelm Cur-
tenbach, zwanzig Jahre alt, bestätigte die
vorigen Angaben. Man habe groben Grind
aus dem Bach entnommen.

Durch die Aussage des Hermann Storren-
berg wird eine sehr alte Methode der Zu-
bereitung des Mörtels angezeigt, wie sie in
dem Universal-Lexikon von H. A. Pierer,
erschienen 1843 in Altenburg, aufgeführt
wird³⁶, und wohl auch zahlreich in Ge-
brauch war:

*„Besser ist es, den K. (Kalk) auf einen 3 F. (Fuß)
hohen Haufen zu schütten, ihn gänzlich 2 F. dick
mit Sand zu bedecken u. allmählich so viel Was-
ser darauf zu gießen, bis man vermuten kann,
daß der K. völlig durchnäßt ist (trocken löschen);
der K. gewinnt dadurch an Güte, daß die aus
demselben entwickelten Dämpfe nicht entwei-
chen können.“*

An gleicher Stelle wird aber auch schon
ein Löschverfahren aufgeführt, welches ich
noch in den Jahren zwischen 1935 und 1945
bei einer Baustoffhandlung oft beobachten
konnte:

*„Am besten geschieht das Löschen, wenn man
eine Grube ausschalt od. ausmauert (K-Grube);
neben diese einen flachen, 1/2 F. (Fuß) hohen, 6
- 8 F. langen, 4 - 5 F. breiten Kasten von Brettern
(K.Kasten) stellt; die Seite nach der Grube zu mit
einem Schieber versieht, von wo aus eine Rinne
in die K-Grube führt. In den Kalkkasten schüttet
man einige Mulden gebrannten K. u. befeuchtet
die Steine; wenn der K. gekocht hat, stößt man
ihn mit dem K.-haken, einem eisernen Haken,*

*an einem hölzernen Stiele, auseinander; alsdann
gießt man noch ein Mal so viel Wasser als K.
hinzu, u. rührt die Masse so lange untereinan-
der, bis sie zähe und flüssig ist. Mit zu wenig
Wasser verbrennt der K., mit zu viel ersäuft er
u. ist dann weniger brauchbar. Ist der K. durch
langes Rühren einer fetten Milch (K. Milch)
gleich, so läßt man ihn durch den Schieber des
K. Kastens in die Grube laufen (einsümpfen), bis
dieselbe voll ist. Der so gelöschte Kalk (Sauer-
K.) kann über 10 Jahre in der Grube liegen, und
wird je länger desto besser. Vor Austrocknen und
Gefrieren bewahrt man ihn mit einer Decke von
Sand.“*

Auch jetzt noch verlangen die Restauratoren
und Stuckateure für ihre Arbeit einen we-
nigstens ein Jahr lang eingesümpften Kalk,
noch besser ist jedoch sogar Kalk mit zwei-
jähriger Lagerzeit.

Von Alters her war es Brauch, dass fast alle
Bergischen Bauern in einer feuchten Wie-
se eine kleine, aus Bruchsteinen gesetzte
Grube hatten, in welcher immer gelöschter
Kalk vorrätig war. Damit konnte jederzeit
das Fachwerk geweißt, der Stall desinfiziert,
oder die Stämme der zahlreichen Obstbäu-
me mit Kalkmilch gestrichen werden, die
Verwendungszwecke waren sehr zahlreich.

Bei unserem Hausbau 1965 war das tägliche
Löschen auf der Baustelle im Kalkkasten,
nunmehr als Kalkwanne bezeichnet, und die
Mischung von zwei Schaufeln Sumpfkalk
mit einer Schaufel Zement plus drei Schau-
feln Sand als Mauermörtel die Regel. Bei
einem zweiten Bauabschnitt 1975 wurde der
Mörtel auch noch so hergestellt. Zum Außen-
und Innenputz kam ebenfalls Sumpfkalk
zur Anwendung. Einige Firmen arbeiteten
allerdings auch schon mit Fertigmischungen
und Maschinenputz.

Die Kalkgewinnung und der Holzmangel zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Dieses neue Jahrhundert bringt jedoch vorerst noch keine Besserung. Neben den schlechten Wegen ist der Mangel an Brennmaterialien ein weiterer Hemmschuh der Entwicklung. Zu allen Zeiten ergingen immer wieder strenge Erlasse der Landesregierung, die Wälder zu pflegen und den Raubbau zu stoppen. Am 4. Juni 1820 sendet der Lindlarer Bürgermeister Alexander Court eine Aufstellung der Lindlarer Kalköfen zum Landratsamt nach Wipperfürth:

„1.) 1 Ofen, Besitzer Peter Offermann zu Hartegasse bei Lindlar

Dieser Ofen wird mit Steinkohlen gebrannt. Die ungefähre Angabe des jährlichen Bedarfs an Brennmaterial kann nicht angegeben werden, indem nicht anhaltend, sondern nur zuweilen gebrannt wird, indem die Zufuhr durch die schlechten Wege erschwert wird.

2.) 1 Ofen, Besitzer Court in Lindlar. Der Ofen wird mit Holz unterhalten, Jährlich 2 bis 4 Ofen, jeder Ofen bei gutem Wetter mit 50 bis 60 Karrig Reiserholz.

3.) 1 Ofen, Besitzer die Halbwinner (Pächter) zu Heiligenhoven. Der Ofen wird mit Holz unterhalten. Es wird jährlich ein Ofen zum eigenen Gebrauch gebrannt.“

Auch durch diese kleine Aufstellung wird das ewige Thema des Brennmaterials deutlich. Bei dem ersten Ofen ist die rentable Versorgung mit Steinkohlen nicht gesichert. Der Bürgermeister Alexander Court, als der Besitzer des zweiten Ofens, benötigt für einen Brand fünfzig bis sechzig Karren Reiserholz. Den gleichen Bedarf von 50 Karren Holz zum Kalkbrennen gibt der Pächter des Kameralhofes zu Hollinden im Jahre 1804 zu seinem Pachtvertrag an. Die jetzt noch betriebenen Öfen in Oberbayern verbrauchen vierzig bis sechzig Raummeter Nadelholz pro Brand. Dreißig bis vierzig Raummeter Holz werden für den Eifeler Ofen in Grans-

dorf benötigt. In diesem Ofen wurden in früherer Zeit aber auch sogenannte Schanzen (gebundenes Reiserholz) als Brennmaterial benutzt. Für einen Brand wird der Verbrauch von 4000 bis 6000 Schanzen angegeben.

Nicht nur die Kalkbrennerei benötigte viel Holz. 1812 arbeiteten in der Gemeinde Lindlar, laut Bürgermeister Court, sechs Eisenhämmer und die Schmelzhütte im Abrahamsstal. Fast alle verbrauchten Holzkohle zum Betrieb. Allein für die Schmelzhütte gibt er den Bedarf jährlich mit 800 Karren Holzkohle an. Bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts betrieben die Köhler in Lindlar noch ihr Handwerk. Der Bürgermeister Johann Pfeiffer stellte dem Herrn Franz Tent im Abrahamstal am 9. September 1897 folgenden Bescheid aus:

„Sie erhalten hiermit die polizeiliche Erlaubniß, in dem der Kirchengde. gehörigen Walde hinter Heibach einen Kohlenmeiler zu errichten.

Dabei ist folgendes zu beachten:

1.) Um den Kohlenmeiler ist ein Schutzstreifen von mindestens 2 m Breite herzurichten, welcher von Holz und Rasen entblößt sein muß.

2.) Vor dem Anzünden des Meilers muß dem Unterzeichnetem Mitthlg. gemacht werden.

3.) Die Kohlen müssen beim Ausziehen oder Abfahren gelöscht werden.

4.) Der brennende Kohlenmeiler muß fortwährend beaufsichtigt werden.

Die Unterlassung dieser Bestimmungen ist durch § 45 des Feld- und Forstpolizeigesetz mit Geldstrafe bis zu 150 M. bestraft.

Abgesandt 10. 9. 1897

P“ (Pfeiffer)

Dazu kam der enorme Bedarf an Hausbrand, die Gewinnung von Eichen- und Fichtenrinde für die Lohmühlen, der Vieheintrieb in die Waldweide, sowie viel weiterer Bedarf.

Die Klagen über den Holzverbrauch und den Waldfrevel waren so häufig wie die von der Regierung erlassenen Verordnungen und Anweisungen zum Schutz des Waldes. Noch unter der Regierung „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht“ erließ der Schultheiß des Amtes Steinbach in Lindlar, Peter Michael Court, den folgenden Erlass, in welchem den Holzfrevlern harte Strafen angedroht wurden:

„Weil auch die Holzdiebereyen, besonders um hiesiges Dorf herum so überhand nehmen, daß fast täglich die bittersten Klagen darüber einlaufen, alß werden diese Diebe noch- und zum letztenmal hiermit gewarnet, daß wie sie ertapet, nicht allein dan nächst darauf folgenden Sonntag durch den amtsknechten mit Schützen bey dem Kirchengang mit einem stück Holz auf dem Puckel anderen zur Warnung öfentlich ausgestellt, sondern auch nach Befinden gar zum Zuchthaus abgeschicket werden sollen, welches nembliche von jenen, so sich des Holz stehlens Verdächtig gemacht und bey welchen Holz gefunden, und sich nicht qualifiziren können, solches rechtmäßig erworben zu haben, ebenfalls Verstanden und gesagt seyn solle.

Lindlar, 18. Xbris (Dezember) 1783

Court“³⁷

1820 stellt der Bürgermeister Diesterweg in Wipperfürth an den Landrat Schuhmacher den Antrag, die Kalkbrennerei mit Holz gänzlich zu verbieten. Bürgermeister Court aus Lindlar sendet am 4. Juni 1820 zu diesem Antrag die folgende Stellungnahme an den Landrat:³⁸

„Die Kalkbrennereyen mit Berücksichtigung auch den erforderlichen Brand betreffend

Der zu befürchtende Holzangel die hiesige Gegenden kann nur durch folgende Vorkehrungen beseitigt werden. - Jedem Eigentümer muß es zur Pflicht gemacht werden, jährlich eine gewisse angemessene Strecke zu bepflanzen, oder zu besamen, und das Holz nur in den dazu geeigneten Zeiten zu Fällen. Vorzüglich kein Vieh in die Büsche zu treiben und dem Diebstahl Grenzen

zu setzen, denn nichts ist, was die Büsche mehr verdirbt, als der überhand genommene Buschfrevel, alle Guthsbesitzer klagen hierüber sehr, daß jedem bald die Lust vergeht, etwas zu pflanzen, oder zu besamen, indem die jungen Loden (= Triebe) vom Diebsgesindel vor und nach, sowohl bei Tag und Nacht mit Meßern abgeschnitten würden, wodurch nie die Büsche empor kommen können. Wenn dieses Übel mit der Wurzel ausgerottet wird, dann werden wir auch bald gute Büsche erhalten, und um hierzu zu gelangen, brauche man nur zu befehlen, daß jeder Verpächter gehalten sein soll, seinen Anpächter mit dem nötigen Brand auf seine des Anpächters Kosten zu versorgen, wird dieses Strenge befolgt, und werden dann die nötigen Buschaufsichter angestellt, so werden die hiesigen Gegenden nie Holzangel zu befürchten haben. Seit der Zeit, da der Kleeanbau eingeführt, und die Aecker gekalkt worden, werden wohl fünfzigmal mehr Früchten gezogen, als vor 40 bis 50 Jahren; der Viehbestand hat sich wenigstens um das zwanzigfache vermehrt, und jede verwüstete mit Gilstern (= Ginster) bewachsene Felder sind in die schönsten Fluren versetzt worden. Dem Kleeanbau, dem Kalkgebrauch, und überhaupt einem besserem Betrieb der Ackerwirthschaft hat man dieses zu verdanken.

Die wenigen Kalköfen hiesiger Gegend sind im anliegendem Verzeichniß ersichtlich und sind lange nicht hinreichend, die vorhandenen Acker mit dem nöthigen Kalk zu versehen, indem für die Gemeinden Hohkeppel - Overath all nöthigen Kalk in der Gegend von Bensberg muß geholt werden.

Wenn diesseitige Gebirgs Gegenden endlich einmal durch gute Wege geöffnet würden, dann würden zuverlässig mehr Kessel Kalköfen |: die mit Steinkohlen geheizt werden |: angelegt werden, indem der hiesige häufige Kalkstein einen viel besseren und schöneren Kalk hervorbringt als jeder andere.

Da aber die Steinkohlen dormalen zu kostbar werden, um solche zu den hiesigen Kalköfen zu gebrauchen, so wird blos Reiserholz, Gilstern und Dörnen zu den wenigen Kalköfen

verbraucht, indem gewiß keiner ein so großer Narr sein wird, mit dickem Holz Kalk zu brennen, einertheils würde dieser nicht so gut, indem Reiser mehr Flammen machen als dickes Holz, und andertheils auch zu kostbar werden.

Jeder ordentliche Guthsbesitzer muß seine Waldungen in Schläge eintheilen, und alle 10 oder 12 Jahre hauen, das dicke Holz wird gebraucht für Heizung der Stubenoefen, oder es werden Kohlen daraus gemacht für die Eisen-Schmelzöfen, Stab- und Stahlhämmer, die übrigbleibenden Reiser haben keinen Werth, und werden viel mit gebraucht zur Heizung der Kalköfen; Es gibt mehrere Bauern die nicht allein aus überflüssigen schlechten Reisern, sondern auch mit pur Gilstern oder pur Dörnen, die ganz und gar keinen Werth haben, mehrentheils für ihren eigenen Bedarf Kalk brennen. Wenn ein hiesiger Bauer das abständige, zu sonst nichts dienende Gesträuch, nicht zum Kalkbrennen verbrauchen dürfte, und sollte dagegen für baares Geld mit schweren Frachtkosten in der Ferne den nöthigen Kalk holen, dann würde ein solches Verfahren den völligen Ruin der hiesigen Gegend auf sich ziehen.

Diejenigen, die daher ein Verboth des Kalkbrennens mit Holz bewirken wollen, sind unwissende mit den örtlichen Verhältnissen unbekannt, die

nur böses statt gutes wollen. Ich bin versichert, daß mit mir die sämtlichen Eingesessenen diesseitiger Gegend einverstanden sind, und sehe gern, wenn das Wohl der Büsche befördert werde, wozu ich mit Freuden und mit allen Kräften mitwirken werde.

*Der Bürgermeister
von Lindlar und Engelskirchen
Court“*

Bürgermeister Court hat in vielen Eingaben und Berichten immer wieder die maroden Wegeverhältnisse angeprangert, welche fast alle Bemühungen um eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse verhinderten. Unter seiner Führung wurde das erste Lindlarer Straßenprojekt, die Verbindung von Engelskirchen über Lindlar nach Wipperfürth, auf einer neuen Trasse geplant und in Angriff genommen. Während in der „*Kartenaufnahme der Rheinlande unter v. Müffling, 1824-1825*“, die Straßentrasse von Lindlar bis zur Gemeindegrenze hinter Breun bereits eingezeichnet ist, konnte erst 1845 die durchgehende Verbindung bis nach Wipperfürth eröffnet werden. Durch diesen ersten Anschluss an eine größere Verkehrsverbindung wurde zwischen 1850 und 1860 ein wahrer Ansturm an Konzessionsanträgen für Kalköfen, Mühlen und anderen Gewerben ausgelöst, wie noch zu berichten sein wird.

Der Ausbau von Schloss Oberheiligenhoven von 1824 bis 1826

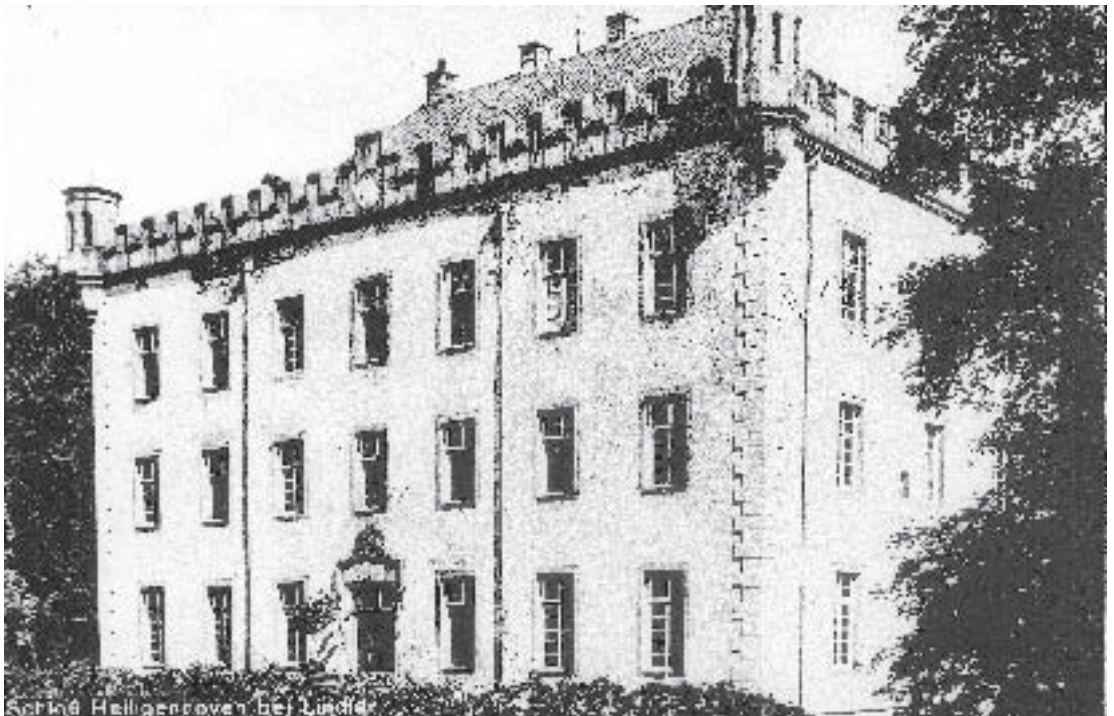
„Friedenhilgenhoven ist ein alter verfallener ritterliche seess, Christoffen Quaiden zum Vredenbergh zugehörig“. ³⁹

So lautet ein Eintrag im Ritterzettel des Jahres 1555. Dieser bezieht sich auf den Rittersitz Oberheiligenhoven. Friedenhilgenhoven ist eine Ableitung von Vredenhilgenhoven, nach dem Namen des Besitzers, dem Christoffen Quaiden zum Vredenbergh. In einer erneuten Auflistung der Rittersitze im Jahr 1568 ist er schon verstorben, denn es wird notiert: „Die Vreden Haußfrauen hat dat Guet zu Hilgenhoeven“. 1573 erwirbt der Schultheiß Wilhelm von Steinrod und dessen Ehefrau Agnes von Ley diesen Rittersitz. Da er alt und verfallen war, wird in dieser Zeit ein Neu- oder Ausbau der Burg erfolgt sein.

Ebenfalls wieder in einem sehr ruinösen Zustand kaufte am 7. März 1743 der neue Schultheiß des Amtes Steinbach, Johann Joseph Reichsritter von Brück, mit seiner Ehefrau Sophia Franziska Daniels von Lehn, die Burg Oberheiligenhoven, um sie von 1758 bis 1760 durch einen zweistöckigen Neubau zu ersetzen.

Schon 1788 geht der Besitz der Burg Oberheiligenhoven an die Familie der Freiherrn von Fürstenberg. Diese schaffen durch die Um- und Neubauten von 1824 bis 1826 aus dem schmucklosen Bruchsteinbau ein repräsentatives Schloss.

In den Kostenrechnungen⁴⁰ dieser Baumaßnahme sind auch Belege über den erforderlichen Kalkbedarf aufgezeichnet. Dieser



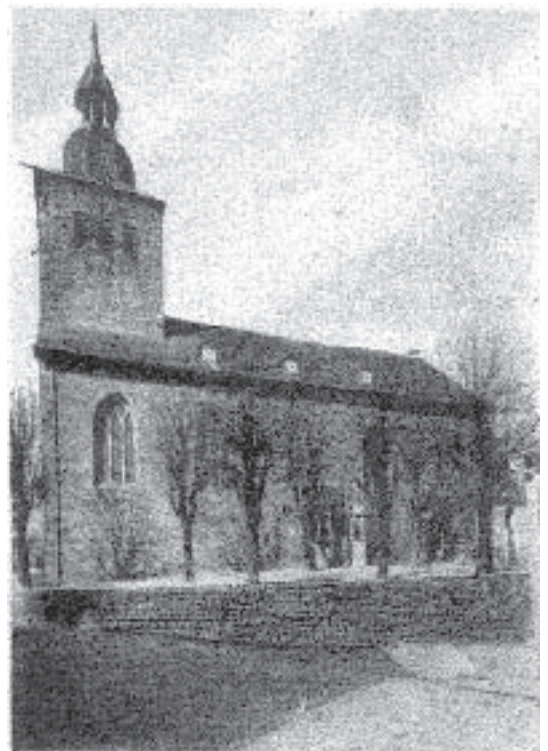
(Postkarten-Sammlung Hartmut Neuhoff)

wurde auf zwei verschiedenen Wegen bezogen. Von September 1824 bis Februar 1825 wurde der erste Kalk von mehreren Fuhrleuten „aus den Grunen“ geholt. Gleichzeitig wurden aber auch schon im Februar 1825 Zahlungen für Arbeiten einer Kalkproduktion am Ort abgerechnet. Nach der vom Bürgermeister Alexander Court erstellten Aufzählung der vorhandenen Kalköfen besaß das Rittergut Heiligenhoven einen eigenen Ofen, in welchem die Halbwinner (Pächter) für den eigenen Bedarf Kalk brannten. Am 14. April 1825 erhielt der Kalkbrenner Lorenz Homberg 28 Taler und 9 Albus für einen Ofen Kalksteine zu brechen, zu brennen und auszumessen. Weitere Kosten entstanden für die Mithilfe beim Brand, für die Fertigung von Löschruben, für das Beitragen des zum Löschen nötigen Wassers und sonstige erforderliche Arbeiten durch mehrere Handlanger.

Entweder war diese Produktion vor Ort nicht ausreichend, oder aber es wurde eine andere Qualität verlangt. Denn ab Juli 1825 wurden nur noch Kalkfuhren „aus den Grunen“ abgerechnet. Diese Ortsbezeichnung ist in der näheren Umgebung von Lindlar nicht aufzufinden. Es kann sich daher nur um den einst sehr bedeutenden Kalkfabrikationsort Gronau in Bergisch Gladbach handeln. Mundartlich „em Ironen“, oder „et Jrone“ genannt, bedeutet es „Grüne Aue“⁴¹, von den Rentmeistern in Oberheiligenhoven „aus den Grunen“ geschrieben. Dass Kalk aus Gladbach bezogen wurde, bestätigen die Zahlungen vom 5. Februar 1825 an G. Fuhs über 22 Taler und 22 Albus für gelieferten Kalk, sowie am 7. März 1826 von 12 Talern und 45 Albus an die Erben Siegen in Gladbach für gelieferten Trasskalk.

Leider lassen sich aus den Unterlagen nur 114 Malter Kalk samt Fracht „aus den Grunen“ klar belegen. Weitere Kalkfuhren sind

nicht einzeln aufgeführt, sondern wurden zusammen mit Sand-, Stein-, Lehm- und Schuttfuhren abgerechnet. Der Sand wurde aus Kaltenbach und Ehreshoven geholt. Zu den Frachtkosten kamen noch die Löhne für die Handlanger hinzu, welche den Sand „durchwerfen“ mussten, also durchsieben. Für das 1760 erbaute Pfarrhaus, die Reparaturarbeiten am Amtshaus 1774 und den Kirchturmbau 1784, verarbeiteten die Maurer ausschließlich Sand aus Lindlar. Zum Teil werden es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die sehr schlechten Wege gewesen sein, welche die Handwerker dazu zwangen, die Baumaterialien aus der nächsten Umgebung zu verwenden. Wahrscheinlich stellte der Baumeister Munzinger beim Schlossbau von 1824 bis 1826 sehr hohe Ansprüche an die Qualität der Materialien, und die adlige Familie von Fürstenberg als Bauherr konnte auch die Kosten dafür tragen.



Langhaus der Kindlarer Pfarrkirche
(Postkarte Slg. Jacobi)

Der Bau des Langhauses der Kirche St. Severin in Lindlar von 1824 bis 1826

Nach dem für das Jahr 1109 der erste urkundliche Nachweis der Lindlarer Kirche vorliegt, wird der Bau des Kirchturms dem 12. Jahrhundert zugerechnet. Für seine laufenden Reparaturen liegen bis zum Jahr 1784 mehrere Akten und Rechnungen vor. Der Chor ist von 1495 bis 1500 erbaut worden. Leider gibt es für das dazwischen liegende Kirchenschiff keinerlei Nachweise einer Bauzeit. Nach einer im Pfarrarchiv vorhandenen Skizze zeigt der Grundriss eine ehemalige Pfeilerbasilika. Das Mittelschiff hatte innen nur die Breite des einzeln stehenden Turmes. Fünf quadratische Pfeiler stützten das Satteldach, an welchem die Pultdächer der sehr schmalen Seitenschiffe angesetzt waren. Dadurch war die heutige Gesamtbreite des Langhauses in drei Schiffe aufgeteilt. Deren drei Dächer waren nun das Hauptübel für den ewig desolaten Zustand der Kirche. Durch den dreitägigen Brand des Turmes 1626 werden wohl auch die Dächer des Langhauses stark gelitten haben. So wurde am 21. Juni 1633 zwischen dem Pastor Curmann (1604 - 1635) und dem Meister Merten von Wetter (bei Marienheide) folgender Vertrag geschlossen:

„kundt (und zu wissen seye) daß uff heut dato den 21. Junij Ao 1633 durch Herrn pastoren Gerhard Curmann, Adolff Moller zu Feckinghagen unnd Chrest foß in der Breidenbach, Kirchmeister, mit dem Erbarren Mr. (Meister) Merten von Wetter, Steindecker, Vergleichung getroffen, wie hernach folgt:

Also und dergestalt, das itzgemelter Meister die Kirch Lindlain und waß davan noch unbeschauert ist, aufrichtten, mit breiden Steinen, beschaueren und decken, darzu die Stein auf seine Kosten in dem Brunhorst (Brungerst) oder anderswohe solche gut und auferichtt zu befinden, brechen, zu vorgemelte (Kirche) deckenn unnd beschaueren, bequem sein, solche Stein in dem Busch hauwen unnd zurichtten folgens verdecken, die

latzen darzu aufschlagen unnd also uber ermelte Kirche und wohe solches davan nottig sein wirt, ein aufrichttes Dachwerk, dardurch wieder regen noch schnee zugewartten, nach meisters preiß decken und liberen“⁴²

Durch den Zahn der Zeit hatten Regen und Schnee jedoch auch die Steinplatten aus dem Brungerst durchdrungen. Nach dem Gutachten der „Werkverständigen“ (Sachverständige) Joh. Dier. Buchholz, Baumeister und Henr. Peffecoven, Maurermeister, über den baulichen Zustand der Pfarrkirche, berichtete der Pfarrer Vrede am 19. November 1817:

„Die häufige Klagen über den baulosen Zustand hiesiger Pfarrkirchen Veranlaßte uns, denselben Zufolg Sub Nr. 1 anliegender besichtigungs Relation Vorauszulegen zu lassen, und unsere Meinungen hier anzugeben.

Die Pfarrei Lindlar hat ohngefähr 5000 Seelen; und nur eine Pfarrkirche in Lindlar die Mauern der Kirche an der Nordseite sind so weit abgewichen, daß dies allen deren Einsturz drohen, weshalb die Kirche wahrscheinlich baldigst zur Hälfte gesperrt werden muß, besonders weil das Dach abgewichen und den Einsturz beschleunigt. Die Kirche ist nach alter Art inwendig mit dicken Quadrat. Pilastern von Stein gemauert versehen, wodurch die Kirche verengt, und dunkel ist, die drei Dächer auf der Kirchen sind so verfault, daß keine Lagen (Schiefer) mehr festgenagelt werden können,...“

Natürlich waren jahrelange Vorverhandlungen erforderlich, welche ein ganzes Aktenbündel von 135 Seiten⁴³ füllen, ehe der Regierungs-Bau-Konstrukteur Biercher einen ausführlichen Bauplan, sowie auch den zugehörigen Kostenvoranschlag, am 18. März 1824 vorlegen konnte (Herr Biercher war auch am Wiederaufbau des Altenberger Doms maßgeblich beteiligt). Der Kostenvoranschlag beginnt mit der Erläuterung:

„Die Anfuhr der Bruchsteine, des Sandes und aller übrigen Materialien sowie die Wegschaffung des Schuttes geschieht durch die Gemeinde dienstweise. Da ferner auf einem der Kirche gehörigen Grundstück Kalksteine vorhanden sind, so wird der Kalk ebenfalls frei geliefert, und darf nur das Brennen desselben bezahlt werden“.

Jede einzelne Arbeit, wie auch das Material dafür, waren berechnet und sind unter 188 laufenden Nummern aufgeführt. An Maurer-materialien wird notiert:

„Nr. 48) 247 Schachtruthen Bruchsteine sind überhaupt erforderlich (Erklärung zu Schachtruthen weiter unten).

Nr. 49) 83 9/5 Schachtruthen können bei Pos. 8 auf jede Schtr. abzubrechendes Mauerwerk 2/3 Schtr. Steine gerechnet gewonnen werden.

Nr. 50) 163 4/9 Schachtruthen, oder auf jede Schachtruthe 15 Karren gerechnet, 2452 Karren Bruchsteine anzukaufen, a. 1 Sgr. (Silbergroschen) = 81 Taler, 22 Sgr.

Nr. 51) Für das Brennen und Löschen des erforderlichen Kalkes wird zur Berechnung angenommen, 40 Taler.

Nr. 54) 188 Kubikfuß Traß anzukaufen a. 3 1/2 Sgr. = 21 Taler 28 Sgr.

Nr. 57) 390 Pfund Heu zu Pos. 34, a. CR. (Kubikruthe) 20 Pfund gerechnet, pro 100 Pfund 20 Sgr. = 2 Taler 18 Sgr.

Nr. 58) 78 Pfund Kuhhaare zu Pos. 34 a. 1 1/2 Sgr. = 3 Taler 27 Sgr“.

Durch die bei den Nummern 48 bis 50 angegebenen 2452 Karren Bruchsteine wird deutlich, dass für einen Bau dieser Größe eine enorme Transportleistung erforderlich war.

Dazu kamen, außer allen Stein-, Kalk-, Sand- und Schuttfuhren, die Holzfuhren aus Mülheim am Rhein und Deutz. Die Fichte war in den hiesigen, total ausgeräumten Wäldern noch unbekannt. Darum musste jede Dachlatte und jedes Tannens Brett⁴⁴ in Deutz oder Mülheim gekauft werden. Eben-

falls das Dachblei, 120 Ries Schiefer von der besten Sorte sollte in Deutz angekauft werden. 1 Ries ist ein altes Zählmaß und enthält 1000 Blatt, 3 Ries Schieferplatten waren eine Karrenladung. Somit musste man 40 Karren Schiefer auf unbefestigten Hohlwegen für das Lindlarer Kirchendach transportieren. Für die Fahrt an den Rhein benötigte man je einen Tag für die Hin- und einen Tag für die Heimfahrt. Der Fuhrlohn wurde pro Tag mit 1 Reichstaler und 10 Silbergroschen abgerechnet. Da in den gleichen Jahren auch das Schloss Heiligenhoven renoviert und vergrößert wurde, haben durch diese Bauten viele Bewohner von Lindlar und Umgebung auf einige Zeit Arbeit und ein zusätzliches Einkommen erhalten.

Durch die Nr. 51 werden die voraussichtlichen Kosten für die Kalkproduktion in Lindlar-Stoppenbach angegeben. In der Endabrechnung hatte der Bauunternehmer aber nur das Löschen übernommen. Für 350 Malter Kalk einzulöschen, a. zwei Silbergroschen, berechnete er 23 Taler und 10 Silbergroschen.

Bei der Nummer 54 werden die Kosten für 188 Kubikfuß Trasskalk berechnet, welcher in Lindlar nicht hergestellt werden konnte. Wahrscheinlich wurde er im Gebiet des Botenamtes Gladbach angekauft. Dieser Kalk wurde benötigt, um die werksteinernen Platten für den Fußboden und die ebenfalls werksteinernen Stufen zum Chor zu untermauern und die Fugen auszugießen.

Das unter der Nr. 57 berechnete Heu wurde zur Armierung unter den Kalkmörtel gemischt, mit welchem die hölzernen Gewölbe den ersten, etwas rauen Putz erhielten. Dem dann folgenden Glattputz waren zu dem selben Zweck die unter der Nr. 58 aufgeführten Kuhhaare beigegeben. In der Endabrechnung legte der Unternehmer Quittungen für 1600 Pfund (= 800 kg) verarbeitetes Heu und 150 Pfund (= 75 kg) eingemengter Kuhhaare vor.

Dies sind uns alles fast unbekannte und vergessene Techniken, durch deren vielfach erstklassige Qualität die Objekte aber jetzt noch erhalten sind. Einen Hinweis dafür gibt der Text der Abrechnung:

„Um aus dem Thurm auf den Kirchenspeicher gelangen zu können mußte eine Thüröffnung in die Thurmmauer gebrochen und eine kleine Treppe davor angelegt werden, wofür da die Mauer bey 5 Fuß dick und fest war, 5 Rthl. vergütet worden“.

Bei dieser fünf Fuß (1,57 m) dicken und festen Mauer muss es sich überwiegend um die alte Turmmauer aus dem 12. Jh. handeln. Auch bei den umfassenden Restaurierungsarbeiten am Turm im Jahr 1951 wurde bestätigt, dass *„der Mörtel des eigentlichen Mauerwerks die Gewähr bietet, daß der Turm überaus stabil ist“*⁴⁵. Das bereits angeführte Universal-Lexikon von H. A. Pierer, erschienen 1843 in Altenburg, sagt zu diesem Thema:

„Gewöhnlich glaubt man, die Alten müßten die Bereitung des K-mörtels besser verstanden haben, als wir, da man Ruinen findet, bei welchen die Steine zum Theil verwittert sind, aber die zwischen den Steinen befindliche K-schicht so fest ist, daß sie noch steht, während die äußeren Steine längst abgefallen sind. Die Ursache davon liegt aber zum Theil darin, daß guter K-mörtel mit der Zeit immer fester wird, u. daß nur die starken Mauerwerke auf uns gekommen sind, zum Theil auch darin, daß die Alten beim Brennen und Löschen des K-s so wie bei der Auswahl des Sands mit größter Sorgfalt zu Werke gingen, als wir, auch die Baumaterialien lange vor dem Bau anschafften u. bes. den K. lange vorher einsümpften“.

Aber auch noch aus der jüngeren Zeit gibt es Beispiele, dass viele Kenntnisse über die Anwendung von Kalk in Vergessenheit geraten sind. In meiner Kinderzeit war es auf gut geführten Bauerhöfen die Regel, dass im Sommer die Ställe mit Kalkmilch geweißt und damit auch desinfiziert wurden. Zwischen 1935 und 1945 waren die Sonntagsbe-

suche bei den Verwandten auf dem Land die Regel. Wenn wir Kinder nun in den Ställen spielen wollten, fehlte nie die Ermahnung, die guten Sonntagsachen nicht an den Wänden weiß zu machen. Der Kalk blieb bei Berührung an den Händen und Kleidern haften. Desgleichen war auch bei vielen bergischen Fachwerkhäusern zu beobachten. In der jetzigen modernen Zeit werden die Häuser überwiegend mit Kunstfarben gestrichen, eingesumpfter Kalk ist dagegen wohl völlig unbekannt geworden.

Bei einem Urlaub in den letzten Jahren in Kochel am See trafen wir einen alten Kalkbrenner. Herr Martin Jäger hatte bis zur Einstellung des Betriebes 1965 an dem etwa aus dem 14. Jh. stammenden Kalkofen der Familie Jäger in Bad Tölz gebrannt. Bei unserem Besuch saßen wir hinter seinem Haus im Zentrum von Kochel. Stolz erzählte er uns, dass er in diesem Frühjahr dieses Haus neu geweißt hätte. Probehalter fühlte ich mit der Hand über die Hauswand, aber der Anstrich war fest. Herr Jäger lachte und erklärte uns, dass der Anstrich über eine warme und trockene Wand, noch dazu bei sonnigem Wetter, sofort verbrennt. Man nehme für den Anstrich mindestens einjährig eingesumpften Löschkalk und warte mit der Arbeit auf einen kühlen und trüben Tag mit hoher Luftfeuchtigkeit im Frühjahr oder Herbst. Dann ist die Gewähr gegeben, dass der sehr langsam trocknende Kalk wieder viel Kohlendioxid aus der Luft aufnehmen kann, welches er beim Brennvorgang verloren hat, er wird damit dann wieder zum Kalkstein. Tatsächlich bildete der Kalkanstrich am Jägerschen Haus eine sehr feste und nicht abfärbende Schutzschicht.

Der vom Regierungs-Bau-Kondukteur Biercher am 18. März 1824 vorgelegte Bauplan und Kostenvoranschlag bildete nun die Grundlage für langwierige Überlegungen, Verbesserungen und weitere Planungen. Für das laufende Jahr 1824 liegt als Vorbereitung der Bauarbeiten nur eine Anweisung vor.

Um das Holz für das Brennen zu sichern, wird der Königliche Oberförster Kessler in Feld (Oberfeld, Gemeinde Lindlar) vom Bürgermeister Court am 19. Juli 1824 davon in Kenntnis gesetzt, dass der Lindlarer Kirchenbau im künftigen Frühjahr ausgeführt wird. Der benötigte Kalk soll auf dem Kirchengut Stoppenbach gebrannt werden. Es werden voraussichtlich zwei Brände benötigt, wofür je Brand mit 60 Karren Weichholz zu rechnen ist. Diesen Bedarf möchte er gütigst in den Fällungsplan des laufenden Jahres aufnehmen.

Das zweite Halbjahr 1824 sowie fast das ganze Jahr 1825 vergehen. Im Kostenvoranschlag vom 14. März 1824 hatte die Gemeinde dienstweise die Beifuhr der Bruchsteine, des Sandes und aller übrigen Materialien übernommen. Dagegen beschloss der Gemeinderat in der Sitzung am 28. August 1825:

„Der Gemeinderat wünscht ferner, daß bei der Vergantung des Kirchenbaues dem Unternehmer mit aufgegeben werden müßte, die Anfuhr der Bruchsteine, Sand pp. auf ihre Rechnung anzuschaffen - geschieht dieses, so wird der Unternehmer aus dem Abbruch der Mauern die brauchbaren Steine mit zur Hülfe nehmen und nicht unter den Schutt werfen, er wird auch aus den alten Mauern den Sand, der viel besser ist wie der neubeizufahrende, sichern. In dieser Hinsicht wird der Nutzen für die Gemeinde offenbar sein.

Nur der Kalk, der auf dem Kirchengut Stoppenbach gebrannt werden soll, soll von der Gemeinde dienstweise zur Baustelle geschafft werden und weiter nichts“.

Nachdem noch mehrere Wünsche und Änderungen vorgetragen, verhandelt und dazu auch die Königliche Regierung ihre Zustimmung erteilt hatte, fand am 28. November 1825 auf dem Bürgermeisteramt zu Lindlar die „Vergantung“ statt. Zuvor waren sämtliche Bedingungen vorgelesen worden, an deren Einhaltung die „Lusttragenden“ gebunden waren. Der Schlossermeister, Eisenhändler und Bau-Unternehmer Moritz Hansen aus

Siegburg erhielt den Zuschlag. Er verpflichtete sich, den Bau für fünf Prozent unter dem Kostenvoranschlag von sechstausend und fünfundsiebzehn Talern, sechs Silbergroschen und vier Pfennigen zu übernehmen.

Nach dieser abgeschlossenen Verhandlung meldeten sich jedoch noch weitere Konkurrenten mit dem Angebot, dass sie noch günstiger arbeiten würden. Darum setzten der Bürgermeister, der Landrat und die Königliche Regierung einen neuen Termin auf den 16. Januar 1826 an, in der Hoffnung, dass der bereits zugeschlagene Preis noch unterboten werden könnte.

An der zweiten „Vergantung“ am 16. Januar 1826 beteiligten sich vier „Lusttragende“. Den Zuschlag erhielt wiederum der Siegburger Schlossermeister, Eisenhändler und Bau-Unternehmer Moritz Hansen. Er hatte alle Konkurrenten mit einer Minderforderung von neun Prozent auf die jetzige Bausumme von fünftausend neunhundert achtundneunzig Talern neunzehn Silbergroschen und acht Pfennigen unterboten. Somit hatte er sich verpflichtet, den Bau für die Summe von fünftausend vierhundert achtundfünfzig Talern, achtzehn Silbergroschen und sechzehn Pfennigen auszuführen. Nunmehr konnte und musste mit Nachdruck mit dem Bau begonnen werden, denn laut einem Werkvertrag hatte sich der Unternehmer verpflichtet, den gesamten Bau bis zum 1. Oktober 1826 zu vollenden.

Gleichzeitig war aber auch die Pfarrgemeinde verpflichtet, das von ihr zu stellende Material rechtzeitig zur Verfügung zu stellen. So erfolgte die Vergantung betreffend der Kalklieferungen schon am 6. März 1826:

Auszug aus dem Protokoll⁴⁶:

„Nachdem die am 16ten Januar d. J. statt gehabte Vergantung des Neubaues der hiesigen Pfarrkirche unterm 20ten v. M. die Genehmigung Einer hochlöblichen Königlichen Regierung erhalten, und die Pfarrgemeinde den Wunsch geäußert,

daß die nach dem Vergantungs=Protokoll durch dieselbe dienstweise zu leistende Arbeiten, als nämlich das Beifahren der Mauersteine, und das Brennen des zu diesem Bau nötigen Kalks, öffentlich an den Wenigstfordernden verdungen werden möchte, so ist in dem heute festgesetzten Termin in dem Verwaltungs=Bureau zu Lindlar zur öffentlichen Vergantung dieser Gegenstände, nach dem solches in den Kirchen hiesiger Pfarrgemeinde gehörig bekannt gemacht worden war, unter den nachstehenden Bedingungen durch den unterzeichneten Bürgermeister und hiesigen Kirchenvorstand geschritten worden war, wie folgt:

Bedingungen

a.) den Kalk betreffend

Art. 1.) Der Unternehmer des Kalkbrennes ist verpflichtet, auf dem Kirchengut zu Stoppenbach den Ofen zu erbauen, die Kalksteine zu brechen, dieselben bei den Ofen zu fahren, das Holz auf dem Kirchengut zu fällen, und bei den Ofen zu fahren, den Kalk zu brennen, und auf die Baustelle zu liefern, alles auf seine Kosten.

Art. 2.) Da nach dem Anschlag des Königl.=Bau=Condukteurs Clouth ungefähr 400 Malter Kalk zum Kirchenbau erforderlich sind, und das Malter nach vorbeschriebener Art zu brennen und abzuliefern, zu zwanzig Silbergroschen veranschlagt werden, so wird dieser Gegenstand pro Malter ausgestellt, daß, es mag mehr oder weniger erforderlich sein, der Unternehmer nur für die abgelieferte Malterzahl Zahlung erhält.

Art. 3.) Nach vollendeter richtiger Arbeit und Ablieferung erhält der Unternehmer seine Zahlung aus dem für den Kirchenbau bestimmten Fond.

Nachdem diese Bedingungen den anwesenden Lusttragenden laut und deutlich vorgelesen worden waren, wurde ausgesetzt an den Wenigstfordernden,

I. Das Brennen des Kalks zu 20 Sgr. pro Malter der Ackerer Johann Braun zu Stoppenbach forderte 18 Sgr., und da nach langem Zaudern

keiner der Anwesenden Konkurrenten weniger forderte, so wurde demselben das Brennen des Malters Kalk zu achtzehn Silbergroschen zugeschlagen, und hat derselbe unterzeichnet.

gez. Johann Braun

Über welche Verhandlung gegenwärtiges Protokoll in Gegenwart der Zeugen Hinrich Peffecoven, Wirth, und Johann Brochhagen, Maurer, beide in Lindlar wohnend, aufgenommen worden, welches dieselben, nach geschehener Vorlesung mit mir und dem Kirchenvorstande unterzeichnet haben.

gez. Hinrich Peffecoven, Johann Bruchhagen, der Bürgermeister Court

der Kirchenvorstand, gez. der Präsident, Vrede, Pfarrer Peffecoven, Jos. Neumann

Für gleichförmigen Auszug

der Bürgermeister Court“

Auszug aus dem Vergantungsprotokoll vom 16. März 1826:

„Bedingungen

b.) Das Beifahren der Mauersteine betreffend

Art. 3) Die Mauersteine müssen vom Unternehmer aus den Steinbrüchen auf dem Brungerst dahier abgeholt, und auf die Baustelle gefahren, dorten nach Schachtruthen aufgestellt werden. Das Auf= und Abladen geschieht ebenfalls durch den Unternehmer. Die Schachtruthe hält nach Preußischem Maaß 12 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe, und enthält ungefähr 10 Karriegen, oder 144 Cubikfuß.

Art. 5) Das Aufstellen der Mauersteine nach Schachtruthen geschieht dienstweise durch die Pfarrgemeinde, und fällt dem Unternehmer nicht zur Last“.

Im weiteren Text folgt die Vergantung der Steinfuhren. Jedoch ist dieser vorstehende Auszug nur angeführt worden, um den Inhalt

der Schacht- oder Cubikruthe zu klären. Die Schachtruthe ist ein altes Raummaß für „ausgeschachtete“ Erde, Schlacke, Steine und weitere Materialien. Mit ihr wurden auch die gebrochenen Kalksteine für die Öfen gemessen. Nach den genauen Maßangaben der Preußischen Schachtruthe in Fuß ergibt die Umrechnung einen Rauminhalt von 4,45 Kubikmeter. Hans Leonhard Brenner fand in dem Buch der „Kalkbrennerkunst“ von Fourcroy von Ramecourt, welches in deutscher Ausgabe 1768 in Leipzig erschienen ist, folgende Angaben:

„Preis dieses Steins auf der Stelle

Wenn der Steinbruch einmal angefangen ist, so brechen fünf Menschen des Tages im Sommer, eine und eine halbe Cubikruthe dieses Steines; Winterszeit aber nicht mehr als eine Ruthe. Für die Cubikruthe bezahlte man, gegen das Jahr 1756, vierzig Sols, für den Abraum aber zwanzig Sols an Arbeiterlohn“.

Die beiden Steinbrecher Ewald Arnold und Wilhelm Ellersbach aus Heibach erhielten am 12. Juni 1880 für 8 Schachtruthen Kalksteine, a. fünf Mark, welche sie für den Ofen der Firma Müller in Linde gebrochen hatten, vierzig Mark. Für vier weitere Schachtruthen gab es am 19. Juni 1880 aber nur noch vier Mark und fünfzig Pfennige pro Ruthe. Der Preis richtete sich wohl auch danach, wie schwer und schwierig das Brechen war.

Nochmals wurde im dem schon erwähnten Werkvertrag vereinbart, dass der Unternehmer das Kalklöschchen, Mörtelmachen und Handlangern auf seine Kosten übernehmen muss. Gleichzeitig auch das Auswerfen der Löschrube und die Anschaffung der nötigen Gerätschaften dazu. Weiterhin bestimmten die Posten:

„Nr. 11) Der Unternehmer Hansen ist verpflichtet, alle noch brauchbaren Steine von dem alten Mauerwerk wieder zu gebrauchen, und muß solche auf seine Kosten vom alten Mörtel reinigen.

Nr. 12) Ebenso hat der Unternehmer den alten Mörtel zu sammeln, klein zu schlagen, zu sieben, u. statt Sand wieder zu gebrauchen“.

Wie schon bei den Bauarbeiten am Kirchturm 1784 wird auffallend viel Wert auf die Wiederverwendung des alten Mörtels gelegt. Es ist nun einleuchtend, dass ein mit Kalk umschlossenes Sandkorn, welches unter Umständen schon zum dritten oder vierten Mal in den Mörtel gemischt wird, diesen besonders fest macht. Eine Lieferung von gewaschenem Rheinsand war noch nicht möglich. Wie aus mehreren Akten hervorgeht, kam der meiste Sand aus der Agger, aus der Leppe sowie aus der Lennefe, wo er jeweils an Ort und Stelle gewaschen werden musste. An der Baustelle war dann noch das Sieben erforderlich, welches als „Sand durchwerfen“ bezeichnet wurde. Es waren wieder die schlechten Wege, welche die Materialanfuhr über längere Strecken erschwerten und verteuerten. Erst der Bau der Eisenbahn 1912 bis nach Lindlar brachte den entscheidenden Wandel (durch welchen besonders die Steinindustrie gefördert wurde). Nun konnte auch der Rheinsand und der Bergisch Gladbacher Kalk zum Bau der Sünge Kirche 1913/14 zum Bahnhof Lindlar geliefert werden. In langen Kolonnen erledigten die Bauern der Pfarrgemeinde, mit ihren Pferdekarren, den Transport vom Bahnhof zur Baustelle.

Nachdem am 6. März 1826 der Johann Braun vom Kirchengut Stoppenbach auf der Vergantung über die Kalklieferung den Zuschlag erhalten hatte, legte er bereits am 30. Mai 1826 den Nachweis über 210 Malter Kalk vor, welche er an die Baustelle in Lindlar geliefert hatte.

„Nachweisung“⁴⁷

über den von Johann Braun auf dem Kirchengute Stoppenbach gebrannten, u. zum Bau der Kirche zu Lindlar abgelieferten Kalk, inclusive des Fuhrlohns.

Mai 1826

17. Durch 3 Fuhren jede zu 5 Karrigen macht 15 Karrigen a. 3 1/3 Mltr. p. Karrig.....50 M.
18. Desgl.50 M.
19. Durch 1 Fuhre, 6 Karrigen a. 3 1/3 Mltr. p. K.20 M.
20. Desgl.20 M.
22. Durch 2 Fuhren jede zu 5 Karrigen macht 10 Karrigen a. 3 1/2 Mltr.35 M.
23. Desgl.35 M.
Sa.210 M.

Johann Braun

Daß obige zwei Hundert zehn Malter Kalk von mir am Kalkofen zu Stoppenbach gemessen in meiner Gegenwart aufgeladen und nach Lindlar abgefahren worden sind, bescheinige ich hiermit.

Lindlar am 30ten Mai 1826

Hand XXX zeichen des Schreibens unerfahrenen Kalkbrenner Lorenz Homberg

Zur Beglaubigung des Handzeichens

Der Bürgermeister Court

Daß die vorbeschriebene Malterzahl Kalk durch Johann Braun zur Baustelle richtig geliefert, u. zum hiesigen Kirchenbau gehörig verwendet worden, attestiere hiermit pflichtmäßig.

Lindlar wie oben. Der Bürgermeister Court

Der Kirchenvorstand: der Präsident Vrede, Pfarrer, Friedrich Peffekoven, Josef Neumann, Georg Stolz“

Die erfolgreiche Kalkbrennerei erfordert eine gehörige Portion an Übung und Erfahrung. In dieser ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Berufsbezeichnung Kalkbrenner vermehrt nachweisbar. Der des Schreibens unkundige Lorenz Homberg, welcher die Arbeiten am Ofen in Stoppenbach ausführte, wird ausdrücklich als Kalkbrenner bezeichnet. Er hat auch den zum Bau des Schlosses

Heiligenhoven benötigten Ofen Kalk gebrannt. Laut den Baurechnungen erhielt der Kalkbrenner Lorenz Homberg am 14. April 1825 achtundzwanzig Taler und neun Albus für „einen Ofen Kalk brennen, die Steine dazu brechen und ausmessen“. Scheinbar gab es sogar Familien, in denen dieser Beruf üblich war. In der Sterbeurkunde Nr. 4 des Jahres 1810 im Standesamt Lindlar meldet der Kalkbrenner Peter Homberg aus Heibach den Tod seines Bruders Johann Wilhelm. Unklar ist, ob zu dieser Zeit bereits ein Kalkofen in Heibach betrieben wurde. Belegt ist der Ofen des Kalkbrenners Ewald Klug zu Heibach, laut Konzession ab 1853.

Es waren aber noch weitere Unkosten für die Kalkverarbeitung beim Kirchenbau entstanden. Der Schreiner Johann Offermann stellte folgende:

„Rechnung des Schreiners Johann Offermann zu Lindlar über verrichtete Schreinerarbeiten für die Kirche zu Lindlar.

1. Juni, 1826.....Rthlr. Slgr. Pf.
Für Anfertigung eines hölzernen Schuppens zur Aufbewahrung des Kalkes.....28....-“
Für hierzu verbrauchte Nägel.....16....-“
Für 1 Hurd zum Durchwerfen des von der abgebrochenen Kirche herkommenden Sandes
.....1.....2.....-“
Für verbrauchte Nägel4.....5.“
22. Juni
Für Abbrechen der beiden Seitenaltäre
.....-.....20.....-“
Sa. 3 10 5.“

Lindlar am 1. Juli 1826

Johann Offermann

Der Unternehmer ist nur verpflichtet, den Sand aus der alten Kirche zu reinigen; da aber die Gemeinde den übrigen Sand beischaffen, und reinigen muß, daher war die Hurd nötig, und ohnentbehrlich. Lindlar am 23. Juni 1827

Der Bürgermeister Court

Daß die vorstehenden Arbeiten nothwendig, von Schreiner Johann Offermann wirklich verrichtet, u. der dafür berechnete Lohn billig u. angemessen ist, attestiert

Lindlar am 10ten Februar 1827

*Der Bürgermeister
Court*

Der Kirchenvorstand

*Der Präsident, Vrede, Pfarrer
Peffekoven, Joseph Neumann“*

Am gleichen Tag erstellte der Bürgermeister Court auch die Kostenberechnung über die Kalklieferungen vom Kirchengut Stoppenbach zur Baustelle. Für die von Johann Braun gelieferten 210 Malter Kalk a. 18 Silbergroschen wurde die Zahlung von 126 Reichstaler als richtig anerkannt und auch vom Bürgermeister bestätigt. Rechnerisch überprüft wurde dieser Vorgang durch einen Reg.-Calculator. Zusätzlich bescheinigte am 2. Juni 1827 der Königl.- Bauconducteur Clouth aus Siegburg „die Richtigkeit der gegenwärtigen Liquidation rücksichtlich der Quantität und Qualität des verwendeten Kalkes“.

Durch seine Signatur erteilte der Königl. Regierungs- und Baurat Schauuff die Genehmigung des Vorgangs.

Durch diesen langen und intensiven Kontrollvorgang der Königl. Preußischen Regierung wird deutlich, dass sich der Bauskandal vom Kirchturmbau 1784, noch unter der Kurfürstlichen Regierung, nunmehr nicht wiederholen konnte.

Der im Kostenvoranschlag zum Bau des Kirchenschiffes vorgesehene äußere Mörtelputz war 1826 nicht ausgeführt worden weil das Bruchstein-Mauerwerk erst völlig austrocknen sollte. In einem Schreiben vom 3. Mai 1837 wendete sich der 1836 kommissarisch in Lindlar eingesetzte Bürgermeister Bau an

den Landrat Schuhmacher in Wipperfürth, mit der Bitte um die Ausführung des Außenputzes. Nach den Regeln der Preußischen Verwaltung war ein Kostenvoranschlag unerlässlich, mit welchem der Kommunal-Baumeister Brunner in Mülheim beauftragt wurde. In diesem Anschlag erscheinen nun wichtige Einzelheiten:

„Für den Putz gilt die Faustregel: Zu 1 Quadratrute, 1 Zoll starken Mörtelputz ist zu rechnen, 4 Kbfuß gelöschten Kalk zu 10 Kbfuß Sand.

Materialien und deren Anfuhr:

364 8/9 Kubikfuß gelöschten Kalk auf der Baustelle anzukaufen, a. 3 Slgr. = 36 Thaler, 14 Silbergroschen, 8 Pfennige.

912 2/3 Kubikfuß, oder etwa 76 Karren Sand in der Leppe zu sammeln, zu waschen und in einer durchschnittlichen Entfernung von etwa einer Stunde anzufahren, a. Karre 1 Thaler, = 76 Thaler.

Gesamtkosten: 112 Thaler, 14 Slgr., 8 Pfg.“.

Das bewährte Mischungsverhältnis war also 1 Schaufel gelöschten Kalk zu 2 1/2 Schaufeln Sand, welcher in der Leppe gesammelt werden sollte.

Der kommissarische Bürgermeister Bau gab am 30. Oktober 1838 bekannt, dass die öffentliche Vergantung am 28. November 1838 an den Wenigstfordernden stattfindet. In der Zwischenzeit hatten jedoch die Sachverständigen die Bedenken gegen den äußeren Mörtelputz angemeldet, dass dieser in der hiesigen Gegend auf Bruchstein nicht lange haltbar wäre. Sie brachten den Fugenputz in Vorschlag, welcher dann auch ausgeführt wurde. Bis auf den heutigen Tag bildet die Pfarrkirche St. Severin mit ihrem erhalten gebliebenen Natursteinkleid den Mittelpunkt des „steinreichen“ bergischen Ortes Lindlar.

Adolph Burgmer, der Händler in der Breun

(Die Notizen aus dem Annotationsbuch stellte freundlicherweise Herr Georg Sturmberg zur Verfügung)

Geboren wurde Adolph Burgmer am 12. Mai 1811 in Breun, einem kleinen Ort in der Gemeinde Lindlar. Bemerkenswert sind die Schilderungen seiner Militärzeit. Einberufen in das Kgl. Hochlöbl. Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment in Berlin, musste er sich 1831 in Siegburg melden. Da noch keine Eisenbahn nach Berlin fuhr, den Rekruten aber auch keine Postkutschen zur Verfügung gestellt wurden, marschierten diese per pedes nach der jeweiligen Kaserne. Der Treffpunkt war in Siegburg. Der ca. 500 km lange Fußmarsch führte über Düsseldorf, Schwelm, Unna, Soest, Paderborn, Detmold, Hameln, Hildesheim, Wolfenbüttel, Magdeburg, Genthin, Plauen, Brandenburg, Potsdam - in 30 Tagen nach Berlin. Nach Ableistung seiner harten Pflicht und der Entlassung aus diesem Dienst am 1. Oktober 1834 begann der Rückmarsch nach Breun. Er hatte in dieser Zeit viel gelernt, viel gesehen und beobachtet im Land. Dieses Wissen begann er umzusetzen, indem er auf dem elterlichen Hof in Breun einen Landhandel mit Futtermitteln, Steinkohlen und Kalk begann. Seine Einnahmen und Ausgaben notierte er fein säuberlich ab 1. Januar 1838 in seinem „Annotationsbuch“ (Vermerkbuch), welches von seinen Nachkommen noch treulich gehütet wird.

Nach seiner Buchführung lieferte er 1838, vom 21. April bis zum 12. September, 16 Karren Steinkohlen, sowie in drei Säcken insgesamt 28.993 Pfund Steinkohlen zu einem Kalkofen (das sind ca. 14 1/2 Tonnen). Dieser Zeitraum von April bis September entspricht einer Transportperiode. Da für

den Verkehr nur die alten Hohlwege benutzt werden konnten, waren die Kohlekarren sehr stark von den Witterungsverhältnissen abhängig. Im Winter wie auch bei längerem Regenwetter im Sommer, wenn die Furten angeschwollen waren, musste der Verkehr ruhen. Die Kalkbrenner konnten durch im Sommer auf Vorrat angelieferten Kohlen etwas länger arbeiten. Doch lagen die Öfen im Winter ebenfalls still.

Diese von Adolph Burgmer gelieferten Kohlen wurden wahrscheinlich an den Ofen des Peter Offermann in Hartegasse gefahren. Es ist zu dieser Zeit kein anderer Ofen bekannt, welcher mit Steinkohlen befeuert wurde. Eine Bestätigung könnte die notierte Zahlung über zwei Taler vom 5. Mai 1838 an den Kalkbrenner Peter sein. Ein weiterer Kalkbrenner erhält am 2. Juni 5 Taler. Burgmer kaufte den Scheffel Kalk für 5 Silbergroschen ein. Für diese 7 Taler erhielt er also 42 Scheffel. Beim Verkauf ab Hof gab er den Scheffel für 6 Slgr. ab, bei Lieferung zum Kunden wurden 2 Slgr. Frachtaufschlag berechnet. Durch den Verkauf der 42 Scheffel Kalk a. 6 Slgr., ohne Fracht, verblieben ihm also 42 Slgr. Dieses war der Preis für 100 Kilo roter Kartoffeln. Zumeist lag die Abgabemenge zwischen 10 und 20 Scheffel. Bei der Aufnahme des Handels 1838 waren seine jeweiligen Einkäufe von 20 bis 50 Scheffel noch sehr bescheiden. Jedoch steigerte sich die Menge enorm, wie 1842 die Lieferung vom Kalkofen durch 19 Karren belegt.

Diese Aussichten auf einen guten Gewinn waren sicher auch der Anreiz, dass einige Jahre später in der Ortschaft Breun mehrere Kalköfen errichtet wurden.

Der Bauboom von Kalköfen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

(Grundlage aller der in diesem Abschnitt angeführten Nachweise sind die im Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf lagernden Akten des Landratsamtes Wipperfürth, Findbuch 215.35, Nr. 264 u. 576, sowie die Akten Nr. 0677, 0694 bis 0697 im Gemeindearchiv Lindlar)

Nach der Niederlage Napoleons wurde durch den Wiener Kongress das Bergische Land am 5. April 1815 der Preußischen Regierung übergeben. Durch die nunmehrige Einteilung in Kreise entstand 1816 aus dem durch Napoleon zweigeteilten alten Amt Steinbach der neue Kreis Wipperfürth. Das Landratsamt mit Sitz in Wipperfürth wurde von einem Landrat geleitet. Er war der Mittler zwischen den Bürgermeistern der Gemeinden und der Königlich Preußischen Regierung in Köln. Viele der von Napoleon eingeführten Gesetze und Anordnungen wurden von der neuen Regierung übernommen. Natürlich aber auch laufend ergänzt und neu erlassen. Jeder konnte in der Kurfürstlichen Zeit einen Kalkofen bauen und zum eigenen Bedarf betreiben. Verkaufte der Kalkbrenner an seine Nachbarn Kalk, so war pro Karre lediglich eine geringe Gebühr zu zahlen. Nunmehr erschien im Amtsblatt der Königl. Regierung zu Köln am 4. Juni 1833 zur Anlegung von Kalk- und Ziegelöfen folgende Verfügung:

„Verordnungen und Bekanntmachungen der Königl. Regierung

Wir finden uns veranlaßt, die Herrn Landräthe, Bürgermeister und Gemeinde=Vorsteher darauf aufmerksam zu machen, daß zur Anlegung von Kalk= und Ziegelöfen unsere Erlaubniß eingeholt werden muß und daß wir es nicht zugeben werden, daß dergleichen Oefen näher als 10 Ruthen von Wohngebäuden und allgemeinen Fahrwegen und näher als zwanzig Ruthen von Königl. und Bezirksstraßen entfernt, angelegt werden (1 Ruthe = 3,76 m).

Köln den 23. Mai 1833“.

Eine weitere Zusammenfassung und Neuregelung der einzelnen Vorschriften und Verfügungen wurde durch die per Gesetz vom 17. Januar 1845 erlassene „Allgemeine Gewerbeordnung“ eingeführt. In dieser wurden die Kalköfen ausdrücklich zu den gewerblichen Anlagen gerechnet, welche einer polizeilichen Genehmigung bedurften. Zur Errichtung neuer Anlagen musste bei der Regierung um diese Genehmigung nachgesucht werden. Dem Gesuch waren die zur Erläuterung erforderlichen Zeichnungen und Beschreibungen beizufügen, welche der Bürgermeister entgegennahm. Fehlerhafte Gesuche konnte er sofort zurückweisen. Wurde ein Gesuch zur Bearbeitung angenommen, so übergab er es zur Stellungnahme und weiteren Veranlassung an den Landrat. Dieser reichte es weiter an die Königl. Regierung in Köln. Laut dem § 29 der Allgemeinen Gewerbeordnung musste das Vorhaben durch eine öffentliche Anzeige im Amtsblatt, im Wipperfürther-Kreis-Intelligenzblatt, wie auch durch eine ortsübliche Bekanntmachung, der Bevölkerung zur Kenntnis gebracht werden. Danach konnte innerhalb von vier Wochen von den Nachbarn, oder auch Konkurrenten, gegen das Vorhaben Einspruch eingelegt werden. Bei der Ablehnung eines Gesuches stand das Recht zum Einspruch aber auch dem Antragsteller zu. Waren in dem Plan alle gesetzlichen Auflagen erfüllt und keine Einreden erfolgt, so erteilte die Kgl. Regierung die Konzession. Alle diese angeführten Punkte sind hier in Lindlar bei den Antragstellungen zur Anwendung gekommen.

Die preußische Regierung ordnete und förderte aber nicht nur das Gewerbe und die Industrie. Auch der Bau von Straßen wurde begonnen. Ebenfalls im Jahr 1845 begann das Ende der ausgefahrenen, oft verschlammten Hohlwege mit der Eröffnung der neutrassierten Straße von Engelskirchen über Lindlar nach Wipperfürth. Scheinbar

war mit dieser ersten Verkehrsanbindung ein Signal zum Aufbruch gegeben. Von 1848 bis 1894 beantragten 11 Unternehmer aus Lindlar eine Genehmigung zur Erbauung eines Kalkofens.

1.) Den Reigen eröffnete der Gutsbesitzer Johann Ferdinand Küster aus Schönenberg. Er wollte in der Katastergemeinde Breidenbach, Bürgermeisteramt Lindlar, einen Kalkofen errichten. Mit der Bitte um die Erteilung einer Konzession zu diesem Bau übergab er im Januar 1848 sein Gesuch, mit einem beiliegendem Situations-Plan, dem Bürgermeister Bremmer in Lindlar. Dieser sandte es zur weiteren Bearbeitung an das Landratsamt in Wipperfürth, welche es zur Erteilung der Konzession der Königlichen Regierung in Köln übergab. Da laut dem §29 der Allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 dieses Vorhaben der Bevölkerung zur Kenntnis gebracht werden musste, erschien im Amtsblatt, Ausgabe Mai 1848, die Anzeige:

„Der Landwirth Ferdinand Küster zu Schönenberg beabsichtigt auf der ihm eigenthümlichen Parzelle Nr. 177, der Flur VI, in der Gemeinde Breidenbach, hiesiger Bürgermeisterei, einen Kalkofen anzulegen - was hiermit zur öffentlichen Kunde gebracht wird. Einreden gegen diese Anlage sind binnen einer Präklusiv-Frist (Ausschließungs-Frist) von 4 Wochen bei mir anzubringen.

Der Bürgermeister, gez. Bremmer“

Entweder hatte sich der geregelte Lauf des Genehmigungsverfahrens noch nicht eingespielt, oder die Beamten von Lindlar, Wipperfürth und Köln waren sich nicht gut gesonnen. Es entwickelte sich zwischen diesen Dienststellen ein wirklich bürokratischer Kleinkrieg. Der Verlierer war der Antragsteller Küster, welcher erst am 25. Juli 1849 endlich den Empfang der Konzession und des genehmigten Situationsplans quittieren konnte. Vielleicht war ihm durch die eineinhalbjährige Wartezeit die Lust zum

Bau vergangen, oder es war eine veränderte Sachlage eingetreten. Denn ob dieser Ofen überhaupt gebaut worden und in Betrieb gegangen ist, ließ sich leider nicht erforschen. In den Gewerbeakten der Gemeinde Lindlar wird er nicht mehr erwähnt.

2.) Adolph Müller in Linde schrieb seinen Antrag am 1. Dezember 1848 mit folgendem Text:

„Linde, den 1ten Dezember 1848.

An den Bürgermeister Herrn Bremmer Wohlgeboren in Lindlar

Euer Wohlgeboren ersuche ich ergebenst, bei einer hohen Behörde gefälligst dahin anzutragen, daß mir die Conshesion zur Anlage eines Kalkofens, und zwar gemäß einer hier beigefügten Zeichnung auf der Parzelle 204, der Flur 3, im Tünkellöh, zwischen Unterkotten und Scheurenhof, ertheilt werde.

Mit Hochachtung unterzeichnet sich Euer Wohlgeboren ergebenster

Adolph Müller“.

Der Herr Bürgermeister reicht am 9. Dezember 1848 den Antrag weiter, mit folgendem Kommentar:

„Gegen die beabsichtigte Anlage finde ich kein polizeiliches Bedenken. Vomit an das Königliche Landraths-Amt Wipperfürth zur geneigsten weiteren Veranlassung“.

Der Antrag wird bei der Regierung in Köln vorgelegt. Wieder erscheint eine Anzeige im Amts- und im Kreisblatt. Da keine Einreden erfolgten, wurde die Konzession, gegen die Zahlung der 19 Silbergroschen Stempel- und Portokosten, seitens der Regierung bereits am 2. März 1849 ausgehändigt.

Der 1812 in Müllemich (Hohkeppel) geborene Adolph Müller heiratete 1844 Anna Katharina Haasbach. Als Land- und Gastwirt erbaute er in Linde den heutigen Jägerhof. Seine Geschäftszweige waren überaus vielseitig. Neben der obligaten Land- und Gastwirtschaft eröffnete er einen Kolonial-

warenladen, dem noch eine Metzgerei folgte. Diese war mit einem Viehhandel verbunden, welcher über den Waldbröler Viehmarkt seine Geschäfte bis an die Sieg und in den Raum Altenkirchen abschloss. Weit aus dem Westerwald und anderen Gebieten wurden im Frühjahr Magertiere zur Fettweide auf den durch Adolph Müller angepachteten Weiden des Schlosses Heiligenhoven in Pension genommen. Über die von ihm im Herbst meist abgeschlachteten Masttiere rechnete er dann mit den Eigentümern ab. Später kam noch eine Bäckerei und ein Kohlenhandel dazu. Die Erzeugnisse wurden ständig mit dem Fuhrwerk nach Köln geliefert. Auch die Rückfahrt wurde mit den eigenen Handelswaren, aber auch mit Materiallieferungen an die Lindlarer Gewerbebetriebe voll ausgelastet.

Selten wurde mit barer Münze bezahlt. Die Landwirte lieferten fettes Vieh, Eier, Getreide, Stroh und Heu, Gemüse und Früchte, eben alle denkbaren Erzeugnisse des Bodens. Wer nichts liefern konnte, erarbeitete sich im Taglohn in den einzelnen Betriebstätten seine Bedürfnisse. Jeder Einkauf, auch eine Brezel oder ein Gläschen Korn, musste sorgfältig notiert werden. Erst im Winter erfolgte dann die gegenseitige „Berechnung“. Diese Hauptgeschäftsbücher sind von 1845, mit geringen Unterbrechungen bis 1892 in der Familie Müller-Burger überliefert worden. Es ist für die Lokalgeschichte, nicht nur in Lindlar, eine enorme Bereicherung, dass die Erbgemeinschaft Josef Burger diese Bücher als „Sammlung Burger“ dem Gemeindearchiv Lindlar übergeben hat. Aus fast fünfzig Jahren sind die Preise, vom Kanarienvogel mit Bauer über kleine Ferkel und fette Schweine, silberne Uhren und seidene Halstücher, Sohlenleder, Schuh- und Hufnägel etc. nachgewiesen. Aber eben auch für Tagelohn und alle Erzeugnisse des hiesigen dörflichen Lebens.

Durch die Verleihung der Konzession am 2. März 1849 wurde nun ein weiterer Geschäfts-

zweig offiziell begonnen. Denn bereits am 16. November 1847 kauft A. Müller Holz für den Kalkofen. Am 1. April 1849 notiert er: „Mit Johann Bosbach, Hufschmied zur Ommer, einen Akkord (Lohn nach Leistung) geschlossen über alle Verbesserungen auf dem Kalkofen und in der Steinbrechen, für 27 Thaler, 15 Slgr“.

Diese Verbesserungen können doch nur an einem schon bestehenden Ofen ausgeführt worden sein.

Ein weiterer Eintrag zum Kalkofen: „Wilhelm Hamm zur Linde, Kalkbrenner bei mir.

16. Juli 1849 ist der obengemelter wegen in Rest einziehung geflücht und keinen Kalk mehr gebrannt, und hat bis heute ausgemessen 2361 Schöffel,

a. Schöffel 6 Pf. 39 Th. 10 Slgr. 6 Pf.“.

(A. Müller rechnete 1 Taler = 30 Silbergroschen, 1 Silbergroschen = 12 Pfennige)

Leider lässt es sich nicht nachweisen, warum der Kalkbrenner Wilhelm Hamm geflüchtet ist. Er muss schon längere Zeit am Ofen gearbeitet haben. Im Buch wurde 1850 für ein Mädchen der Arbeitslohn für 121 Tage a. 2 Silbergroschen, gleich 8 Taler und 2 Silbergroschen, abgerechnet. Der allgemeine Tagelöhner erhielt 3 1/2 Silbergroschen. Für drei lange Tage Arbeit konnte er sich dann fünfzig Kilo Kartoffeln und eine halbe Brezel kaufen, oder auch fünfzig Kilo Steinkohlen, sowie die halbe Brezel. Wenn der Kalkbrenner Wilhelm Hamm nun 4 Silbergroschen pro Tag erhalten hätte, dann müsste er 295 Tage am Ofen gearbeitet haben. Also muss der Ofen schon längere Zeit vor der Erteilung der Konzession gebrannt haben.

Im Sommer 1850 lag der Preis für einen Scheffel Kalk zwischen 5 1/2 und 6 Silbergroschen, je nach Abnahmemenge. Damit hatte Wilhelm Hamm in seiner Arbeitszeit für 472 Taler und 6 Silbergroschen Kalk gebrannt. Die vielen weiteren Konzessionsgesuche in den nächsten Jahren sind wohl auch ein Zeichen dafür, dass die Kalkbrennerei doch

einen guten Gewinn versprach. Allerdings musste die Qualität stimmen und auch der Absatz gesichert sein. Beides war bei dem Großkaufmann Müller kein Problem.

Seine Geschäftszweige erweiterte er noch mit einer Kohlenmeilerei. Laut Eintrag im Geschäftsbuch wurde notiert: „31. März 1854, von Christian Riepert zu Frangenberg 3 Büsche Holz gekauft zum Kohlen, 1 im Hof und 2 hinterm Hof für den vereinten Preis von 110 Taler, am 1. Jan. 1855 zu zahlen. 30 Scheffel Kalk zu 5 1/2 Slgr. geliefert“.

3 Büsche Holz ist die mundartliche Bezeichnung für drei mit Bäumen und Sträuchern bewachsene Parzellen. Dieser Holzkauf konnte zweifach genutzt werden. Während das dicke Holz gekohlt wurde, diente das Reisig und der Restabfall zur Feuerung der Kalköfen. Laufend erfolgten weitere Holzkäufe. So kaufte er am 6. August 1855 16 Fuder Kohlholz a. 3 Taler von Peter Jansen zur Hoffstadt. Gleichfalls 1860 16 Fuder Holz von Theodor Quabbach zu Schümmerich zu 3 Taler oder 3 1/2 Taler, „je nachdem das Kohlen ausfällt“. Bei allen Holzkäufen, auch den weiteren, wurden Gegenlieferungen von Kalk verrechnet.

Im Sommer 1880 wurde den zwei Steinbrechern Ewald Arnold und Wilhelm Ellersbach aus Heibach für das Brechen von 8 Schachtruthen Kalksteine a. 5 Mark der Betrag von 40 Mark gutgeschrieben. Für weitere 4 Schachtruthen Kalksteine a. 4,50 Mark erhielten sie 18 Mark. Sie werden damit einen Tagelohn von etwa 1,20 Mark erhalten haben. Mit diesem Verdienst lagen sie wesentlich niedriger als ihre Kollegen in Bergisch Gladbach, welche 1883 Tagelöhne zwischen 1,70 Mark bis 2 Mark einsteckten⁴⁸. Die Ursache waren wohl die im Gegensatz zu Bergisch Gladbach wesentlich geringeren Verdienstmöglichkeiten im Lindlarer Raum.

Der verdiente Betrag von 58 Mark für die 12 Schachtruthen Kalksteine ließen sich die Kalkbrenner aus Heibach mit 45,16 Mark bar

auszahlen. Der Rest von 12,84 Mark diente zum Einkauf. So leistete sich Wilhelm Ellersbach eine ripsseidene Kappe für 2,80 Mark. 1,80 Mark musste er für 680 Gramm Sohlenleder bezahlen, wozu aber auch noch 5 Pf. für die nötigen Stifte kamen. Mit 2 Pfund Kaffee zu 1,30 Mark, dazu für 25 Pf. Weißbrot und Brezeln a. 10 Pf. wurden wohl die Frau und die Kinder bedacht. Da durfte natürlich die Wochenration Tabak für den Hausvater, ein halbes Pfund für 47 Pf., nicht fehlen. Der zum täglichen Brot der Steinbrecher gehörende Branntwein wurde laufend mit 10 Pfennigen notiert.

Mit diesen Zahlen wird das sehr geringe Einkommen der arbeitenden Bevölkerung im 19. Jh. deutlich. Reichte der Tageslohn eines Steinbrechers 1880 nur für 2 Pfund Kaffee, oder 12 Brezeln, so konnte sich 1470 der Maurer Rembold von Steinbach für einen Tag Arbeit ein ungemästetes, oder ein halbes gemästetes Schaf kaufen.

Am 22. Februar 1869 wird der Ofen in der Liste der gewerblichen Anlagen aufgeführt. Der Besitzer ist Adolph Müller.

1892 enden die überlieferten Hauptgeschäftsbücher. Nahe dem Standort des Kalkofens errichtete die Firma Pack aus Overath in einem ausgedehnten Kalksteinbruch eine moderne Brecheranlage. Doch auch dieser Betrieb ist bereits Geschichte geworden. Zur Zeit besetzt die Natur die Kühlen und Halden mit der typischen Kalkflora, welche für die Zukunft unter Schutz gestellt sein wird.

3.) Johann Ludwig Frielingsdorf aus Dörrenbach lässt am 23. Februar 1852 durch den Geometer Wüste einen Situationsplan für die Anlage eines Kalkofens zeichnen. Dieser soll auf der Grenze zwischen den Parzellen 480 und 485 angelegt werden, wie ebenfalls der erforderliche Kalksteinbruch. Beide Parzellen sind sein Eigentum. Es verläuft der erforderliche Vorgang: Übergabe des Gesuchs am 13. März 1852 an den Bürgermeister in Lindlar, Weiterreichung am 24. März 1852 an das Landratsamt in Wipperfürth. Dieses ordnet

am 6. April die vorgeschriebene Bekanntmachung des Vorhabens an die Bevölkerung durch Anzeigen im Amtsblatt und im Wipperfürther Intelligenz Blatt an. Der Bürgermeister bescheinigt am 11. Mai das Erscheinen der Inserate, sowie dass keine Einreden erfolgt sind. Darauf sendet das Landratsamt am 26. Mai die von der Regierung am 20. Mai ausgefertigte Konzession an den Bürgermeister. Schon am 3. Juni 1852 wird diese an Johann Ludwig Frielingsdorf ausgehändigt. Eine Bestätigung, dass dieser Ofen gebaut worden ist, findet sich in dem Situationsplan, welchen Johann Stockberg bei seinem zweiten Antrag am 23. Mai 1854 einreicht. In den Anmerkungen zum Plan wird aufgeführt, dass der Weg „wird als solcher nicht mehr benutzt und dient gegenwärtig nur noch als Feld und Buschweg, der selten als Fahrweg zum Dörrenbacher Kalkofen gebraucht“.

Leider fehlen die weiteren Nachrichten über dieses Vorhaben.

4.) Ein weiteres Gesuch übergaben Wilhelm Ellersbach und Franz Steinbach aus Lindlar am 29. März 1852 an den Bürgermeister. Nach der von dem Kataster-Kontrollleur Hentze angefertigten Situations-Zeichnung sollte der Kalksteinbruch in Altenlinde, auf der Brungerstseite der Straße Lindlar-Hartegasse, etwa an der Stelle der alten Bremsbahn angelegt werden, der Kalkofen aber gegenüber auf der Bahnhofsseite, etwa 11,30 m bis 12,54 m unterhalb der Straße. Die öffentliche Bekanntmachung lautete:

„Bekanntmachung.

Die Steinhauermeister Wilhelm Ellersbach und Franz Steinbach, hierselbst, beabsichtigen auf dem Letzteren gehörigen Grundstück, Flur VI, N. 446/274 der Steuergemeinde Lindlar einen Kalksteinbruch und auf dem gegenüber liegenden Grundstück des Ellersbach, Flur VI, N. 452/233 an der Wipperfürth - Engelskirchener Chaussee in einer Entfernung von 36 bis 40 Fuß vom Straßenrand einen Kalkofen anzulegen.

Auf Grund des § 29 der Allg. Gew. O. vom 17. Januar 1845 u. einer Rggs. Verfg. vom 22. dets. B. II, 4089 wird dieses Vorhaben hierdurch unter dem Bemerken zur öffentlichen Kenntniß, daß etwaige Einwendungen dagegen binnen einer Präclusiv. Frist von 4 Wochen bei mir angebracht werden müssen und daß der Situationsplan in meinem Amtslokale zur Einsicht offen liegt.

Lindlar, 29. Mai 1852 Der Bürgermeister, In Abwesenheit, Beigeordnete“ (ohne Unterschrift)

Inser.1.) Ins Amtsblatt, 2.) Ins Kreisblatt, 3.) Oefentliche Publication“.

Der Bürgermeister bestätigt am 29. August 1852, dass die Konzession gegen die Erstattung der ausgelegten Stempel- und Portokosten ausgehändigt wurde.

Der Ofen sollte also in einer Entfernung von 11,30 m bis 12,54 m unterhalb der Straße Engelskirchen-Wipperfürth errichtet werden. In den Akten finden sich aber keine Einwendungen oder Auflagen gegen den doch viel zu geringen Abstand von der neuen Straße. In der Verordnung der Königlichen Regierung im Amtsblatt vom 25. Mai 1833 ist festgelegt:

„Daß wir es nicht zugeben werden, daß dergleichen Öfen näher als zehn Ruthen (37,60 m) von Wohngebäuden und allgemeinen Fahrwegen und näher als zwanzig Ruthen von Königlichen und Bezirksstraßen entfernt, angelegt werden“.

Einen späteren Antrag, über welchen noch berichtet wird, lehnte die Behörde schon ab weil der Ofen in 77 Fuß (24,18 m) Entfernung von den Wohngebäuden errichtet werden sollte. Zur Begründung wurde die Verordnung vom 25. Mai 1833 angeführt. Eine Hauptbelästigung der umliegenden Nachbarn, oder in diesem Fall der Benutzer der neuen Chaussee, war der tagelang ausströmende Rauch und Qualm beim Brand des Ofens. Da jedoch keine Einreden erfolgt sind ist die Konzession erteilt worden. Eine weitere Nachricht findet sich 1858 in den Akten. Da wird auf Antrag des Ackerers

Johann Conrad Spicher von Altenlinde die Konzession der Steinhauermeister Ellersbach und Steinbach zum Bau eines Kalkofens an ihn übertragen. Der Bürgermeister wird vom Landrat Graf Nesselrode in Schloss Ehreshoven gebeten, den Bescheid samt einem Notariatsblatt vom 27. Januar 1858 dem Johann Conrad Spicher auszuhändigen. Weitere Belege über diesen Ofen sind in den Akten leider nicht vorhanden.

5.) Dagegen sind die Nachrichten über einen Kalkofen in Heibach zahlreicher aufzufinden.

Beantragt hat ihn am 7. Dezember 1852 der Ackerer Ewald Klug aus Obersülze mit der „Bitte um Ertheilung der erforderlichen Konzession zur Anlegung eines Kalkofens.

An den Herrn Bürgermeister Hofstadt Wohlgeboren zu Lindlar.

Der Unterzeichnete beabsichtigt, auf dem ihm eigenthümlich zugehörigen Grund und Boden bei Haibach, und zwar auf der in der Steuergemeinde Breun, Flur II gelegenen Parzelle Nummer 373, c. 100 Fuß (31,40 m) von dem von Haibach nach Lindlar führendem Wege entfernt, einen Kalkofen zu errichten.

Indem ich die derfallsige Situations-Zeichnung in duplo hierbei beizufügen beehre, bitte Ew. Wohlgeboren ich gehorsamst um die zu dieser Anlage, nach § 28 der Allgemeinen Gewerbeordnung vom 17ten Januar 1845 erforderliche Konzession gefälligst erwirken und das dazu Erforderliche baldmöglichst geneigtest veranlassen zu wollen. Hochachtungsvoll unterzeichnet Ew. Wohlgeboren Gehorsamster

Ewald Klug“

Bereits zwei Tage später, am 9. Dezember 1852, übersendet der Bürgermeister Hofstadt den Antrag:

„Dem Königlichen Landrathsamts-Verwalter Herrn Mersmann Hochwohlgeboren zu Wipperfürth mit der Bitte gehorsamst vorzulegen mir die Erlaubniß zum Erlaß der nach § 29 der All-

gemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 erforderlichen Bekanntmachung Hochgeneigtest erwirken zu wollen.

Der Bürgermeister

gez. Hofstadt“

Aber auch der Herr Mersmann war sehr emsig. Einen Tag nach Erhalt des Gesuches reichte er es weiter: „Bei der Königl. Regierung Abthl. des Inneren, zu Cöln zur geneigsten weiteren Veranlassung gehorsamst vorzulegen.

Wipperfürth, 10. Debr. 1852

Der Landrathsamts Verwalter

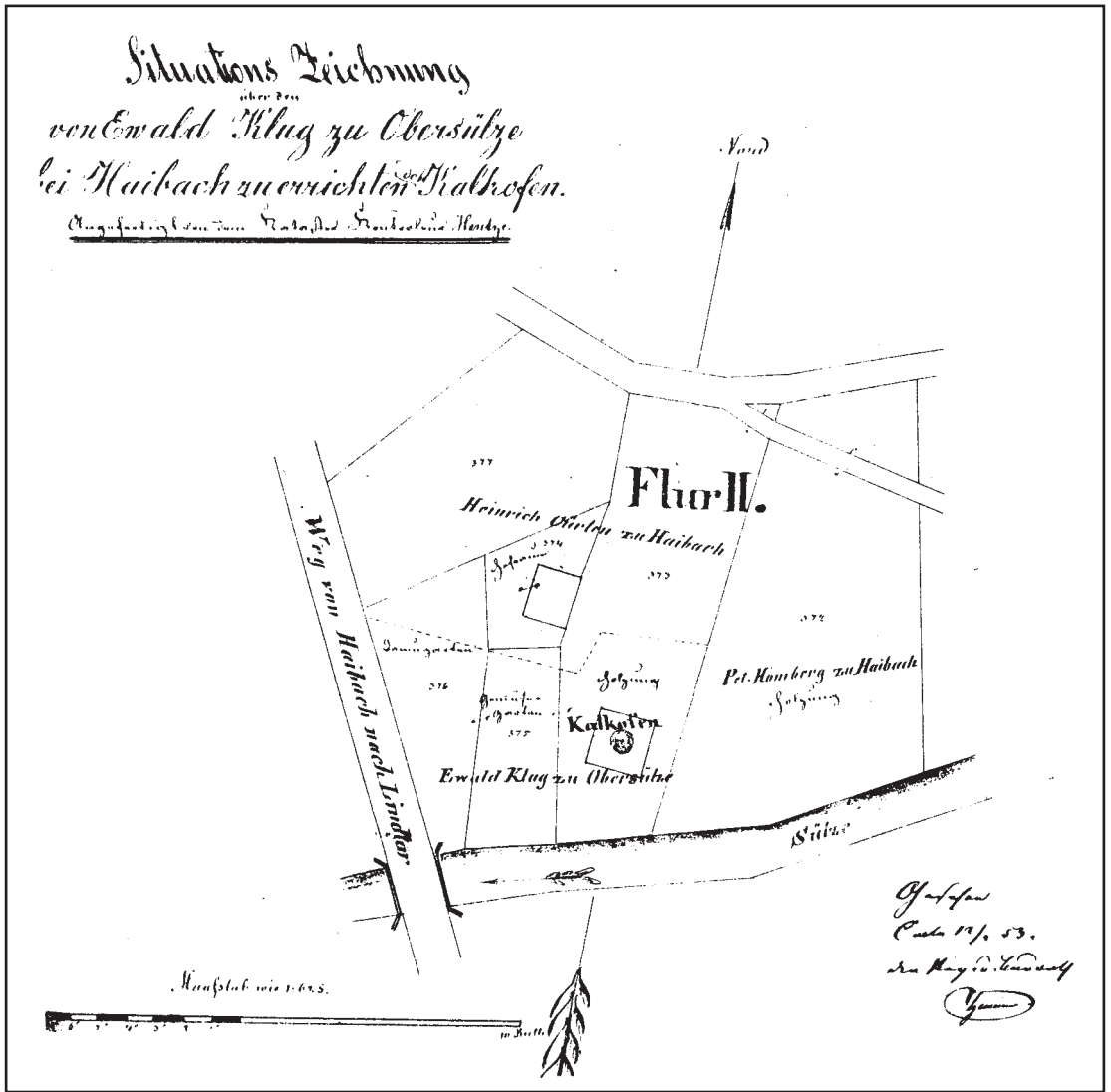
gez. Mersmann“

Die Genehmigung zur Bekanntmachung wurde am 17. Dezember 1852 erteilt und am 21. Dezember: „Einmal ins Amtsblatt, einmal ins Kreisblatt, zweimal zur Publikation vor der Kirche in Lindlar und Süng“ zur Kenntnis gebracht. Dass diese Bekanntmachung erfolgt ist, sowie keine Einrede vorliegt, meldete der Bürgermeister nach Ablauf der vierwöchigen Frist am 26. Januar 1853 an das Landratsamt. Die Königliche Regierung übersendet daraufhin bereits am 12. Februar 1853 die erteilte Konzession über den Landrat an den Bürgermeister Hofstadt.

„Köln, den 2. Februar 1853

Konzession für den Ackerer Ewald Klug zu Obersülze zur Anlage eines Kalkofens

Dem Ackerer Ewald Klug zu Obersülze wird die nachgesuchte Erlaubniß, auf der bei Haibach in der Steuergemeinde Breun sub Flur II No. 373 gelegenen Grundparzelle nach Maaßgabe des beigehefteten, von dem Baurathe unseres Kollegii visitierten Situationsplanes und zwar an der, in demselben näher bezeichneten Stelle einen Kalkofen anlegen zu dürfen, da gegen dieses nach Vorschrift des § 29 der allgemeinen Gewerbeordnung zur Kenntniß gebrachte Unternehmen kein Einspruch erhoben worden ist, hiermit unter dem Bedinge ertheilt, daß die Züge desselben auf der, dem vorbeiführenden Wege entgegengesetzten Seite angebracht werden.“



Dieses Schriftstück hielt Ewald Klug am 28. Februar 1853, samt dem Situationsplan, in seinen Händen. Der Plan trägt den Vermerk: „Gesehen, Coeln 12./1. 53, der Regier. Baurath“, unterzeichnet mit dem Signum: „Zwirner“

Ebenfalls sind die Pläne der Nr. 4 und 8 von Zwirner signiert. Als Schüler des preußischen Stararchitekten Karl Friedrich Schinkel musste Ernst Friedrich Zwirner diese Stellung als Regierungs-Baurat annehmen,

da er zu Beginn, als der verantwortliche Dombaumeister⁴⁹ (1833-1861) des Kölner Domes, zu gering besoldet wurde. Unter seiner tatkräftigen Leitung stand die Wiederaufnahme und der Weiterbau dieser großen Kathedrale. Die Krönung seines unermüdlichen Schaffens war die Planung und Leitung zum Bau der St.-Apollinaris-Kirche in Remagen, welche er im Auftrag von Franz Egon Graf von Fürstenberg-Stammheim übernommen hatte.

Neben allen diesen Aufgaben musste er also auch noch den Bau der Lindlarer Kalköfen absegnen.

Der Ackerer Ewald Klug aus Obersülze wurde am 23. November 1817 als Sohn der Eheleute Bernhard Klug und Anna Margaretha Schätzmüller geboren. Er entstammte damit einer der ältesten Steinhauer- und Unternehmerfamilien in der Gemeinde Lindlar. Der Vater Bernhard Klug, geboren 3. Februar 1793, war Steinhauer und Scheffe der Gemeinde. Dessen Vater, der Steinhauermeister und Scheffe Johann Klug, erbaute 1806-1809 als Unternehmer, zusammen mit dem Kirchmeister und Maire (Bürgermeister) Georg Klug das Kellnereihaus des Amtes Steinbach, die heutige Apotheke in Lindlar. Allgemein bekannt sein dürfte auch die Familie des Müllers aus der Schätzmühle, (1. Nennung 1470), die Schätzmüllers. Bernhard August Klug, geboren am 28. November 1831, war der jüngere Bruder von Ewald Klug. Er hatte den geistlichen Beruf erwählt und ist am 1. November 1858 geweiht worden. Nach mehreren Dienstorten ist er als Vikar von St. Remigius in Bonn im Februar 1872 dort verstorben. Seiner Ernennung als Pastor zu Marienheide konnte er somit nicht mehr folgen.

Ewald Klug wird nach der Erteilung der Konzession den Kalköfen neu errichtet haben. Es gibt aber auch Hinweise dafür, dass an dem Bauplatz schon in früherer Zeit Kalk gebrannt wurde. In einer Urkunde von 1810 wird der Kalkbrenner Peter Homberg aus Heibach genannt. Wie auf dem abgebildeten Plan ersichtlich, ist Peter Homberg als Eigentümer der Parzelle 272 eingetragen. Für den Standort des Ofens ist die dem Ewald Klug zugehörige Nachbarparzelle, Nummer 373 geplant. Beide Parzellen waren für die Kalkgewinnung hervorragend geeignet. Ist hier also schon in früherer Zeit durch Peter Homberg die Brennerei betrieben worden? In einem geologischen Forschungsbericht⁵⁰

hat Prof. Dr. Ulrich Jux den Abbau von Kalksteinen an diesem Ort bestätigt.

Das Gelände für den Ofen hatte eine Hanglage zum Ufer der Sülze. Durch Baggararbeiten ist die alte Wegeführung am Standort des Ofens jetzt nicht mehr sichtbar. Ursprünglich war der Ofen, wie fast alle Kalköfen, so in den Hang eingebaut, dass die Feuerung durch das Mundloch auf der unteren Ebene, sowie die Beschickung und Entleerung auf der oberen Ebene erfolgen konnte.

Es ist die Frage, ob die Kalksteine von Heibach eine mindere Qualität haben, gegenüber denen vom Rosengarten (unterhalb von Untersteinbach). Bei einer öffentlichen Versteigerung in Untersteinbach am 17. August 1860⁵¹ wurden „Im Rosengarten“ mehrere Holzungs-Parzellen ausgeteilt. Die Parzelle, Flur sieben, Nummer 259, Grundfläche zwei Magdeburger Morgen, wird dem Kalkbrenner Ewald Klug, wohnhaft in Heibach, als dem Meistbietendem, für einundneunzig Taler zugeschlagen. Damit hatte er einen ausgedehnten Kalksteinbruch erworben, in welchem auch jetzt noch eine starke Entnahme sichtbar ist.

Am 22. Februar 1869 wird der Ofen in der Liste der gewerblichen Anlagen aufgeführt. Besitzer sind die Erben von Johann Conrad Spicher zu Altenlinde.

Nochmals aufgeführt am 18. Juli 1876, mit 2 Arbeitern, Besitzer Wm. Spicher, Altenlinde.

Wieder aufgeführt am 10. Dezember 1884 als Kalksteinbruch mit 1 Arbeiter, Besitzer Julius Spicher, Altenlinde.

1889, Kalköfen in Heibach, Besitzer Julius Spicher in Altenlinde.

Außer Betrieb verfiel der Ofen natürlich. Zeitzeugen, welche den Ofen noch kannten, berichteten mir vor etwa 50 Jahren, dass um die Zeit des ersten Weltkrieges eine Klucke mit ihrer Kükenschar in den Ofen gefallen war. Leider konnten diese den Ofen durch das verschüttete Mundloch nicht mehr

verlassen. Nach ihrer Errettung wurde zur Sicherheit vor weiteren Unfällen der Ofen verfüllt. Er soll also noch immer im Erdreich vorhanden sein.

6.) Auch ein Konzessions-Gesuch stellten Johann Stockberg aus Hönighausen und Wilhelm Hamm aus Breun am 24. Januar 1854. Sie beabsichtigten, ihren Kalkofen in Unter-Breun, auf der Parzelle 535 b zu errichten. Die Kalksteine sollten aus der Parzelle 449, oder 479, entnommen werden. Alle drei Parzellen waren im Eigentum von Theodor Wüste zu Breun.

Nach der Bekanntmachung des Vorhabens wurde jedoch von zwei Bewohnern aus Breun Einspruch eingelegt und das Gesuch abgelehnt, mit folgendem Bescheid:

„Auf das Gesuch des Johann Stockberg zu Hönighausen und des Wilhelm Hamm zu Breun vom 24. Januar um die Erlaubniß, auf dem in der Gemeinde Breun, sub. Flur IV. Nr. 353 b gelegenen Grundstücke einen Kalkofen anlegen zu dürfen, beschließt die unterzeichnete Königliche Regierung auf Grund des § 32. der allgemeinen Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845, daß den Unternehmern Johann Stockberg zu Hönighausen und Wilhelm Hamm zu Breun die nachgesuchte Erlaubniß zu versagen sei

Thatbestand und Gründe

Nach den beigebrachten Documenten ist das oben gedachte Gesuch in der in § 29 der allgem. Gew. Ordg. vorgeschriebenen Weise publiciert worden. Gegen das Project legten der Nicolaus Bücheler und der Adolph Bruchhagen zu Breun Einspruch ein und zwar aus folgenden Gründen: die projectierte Stelle für den Kalkofen sei nur 77 Fuß von ihren Wohngebäuden entfernt, und da diese Häuser schon alt, und mit Stroh gedeckt und überhaupt leicht gebaut seien, die Anlage für dieselben ferner gefährlich. Aus demselben Grunde würden die zu den Gebäuden gehörigen Hofräume fernerhin nicht mehr in der bisherigen Weise zu benutzen sein, da diese zu Lagerplätzen für Streu und sonstige leicht feuerfangende

Gegenstände dienten. Dann aber auch würde der von dem Kalkofen herrührende ungesunde Rauch je nach der Richtung des Windes eine große Belästigung für ihre Wohnungen herbeiführen.

Die Unternehmer, von diesen Einsprüchen in Kenntniß gesetzt, behaupten, daß die in der Nähe des Kalkofens befindlichen Gebäude durch die an der fraglichen Seite des Kalkofens angebrachte starke Hecke, und die ebendasselbst befindliche Baumpflanzung gegen Feuergefahr gesichert seien, daß aber die übrigen Einsprüche nicht zur Cognition (Untersuchung) der Verwaltungsbehörde, sondern zur Entscheidung der Gerichte gehörten.

Nach dem uns vorliegenden Situationsplan beträgt nun die Entfernung des Kalkofens von den Wohngebäuden der Opponenten, wie dieselben auch angeben, nur 77 Fuß, und unterliegt es keinem Zweifel, daß bei Süd- und Südwest-Wind jene Häuser durch den vom Kalkofen herrührenden Rauch belästigt werden würden. Daß ferner die Anlage den Gebäulichkeiten feuergefährlich sein würde, kann eben so wenig in Abrede gestellt werden; die Schutzmittel, welche die Unternehmer anführen, sind für diesen Zweck ungenügend. Die Einsprüche müssen daher als begründet erkannt werden.

Aber auch abgesehen von den erhobenen Einsprüchen kann die Anlage nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht gestattet werden. Nach unserer, vom Königlichen Ministerium genehmigten Verfügung vom 23. Mai 1833, Amtsblatt Stück 23, sollen Kalköfen wenigstens 10 Ruthen von Wohngebäuden und allgemeinen Fahrwegen entfernt bleiben. Diese Bedingung konnte bei der projectierten Stelle in Bezug auf die umliegenden Gebäulichkeiten nach dem bereits oben Gesagtem nicht erfüllt werden, eben so wenig ist dies der Fall in Bezug auf den von Breun nach Bruchhagen führenden Communalweg, welcher nicht einmal 5 Ruthen von jener Stelle entfernt liegt.

Aus diesen Gründen allein hat die Erlaubniß zu der Kalkofen-Anlage versagt werden müssen.

Gegen diesen Bescheid steht beiden Teilen der Recurs (Berufung) an das Königliche Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten offen; derselbe muß aber in Gemäßheit der Bestimmungen des § 33 der allg. Gew. Ordnung vom 17. März 1845 binnen einer präclusivischen Frist von 10 Tagen, vom Tage der Eröffnung des Bescheides an gerechnet, bei der Polizei-Obrigkeit angemeldet werden.

Cöln den 14. April 1854

*Königliche Regierung, Abtheilung des Inneren
(gez.) Birk“*

Nach dem Eintreffen dieser Absage sandte Bürgermeister Hofstadt den zwei Antragstellern, dem Ackerer Johann Stockberg zu Hönighausen und dem Kalkbrenner Wilhelm Hamm zu Breun, sowie den zwei Opponenten, Adolph Bruchhagen und Nicolaus Büchler beide Ackerer zu Breun, eine Vorladung zu einem Termin in seinem Amtlokal am 26. April. Er ist verpflichtet, den zwei Parteien den Amtlichen Bescheid zu verkünden, und sie auf ihre Rechte auf Einspruch hinzuweisen. Er muss aber wohl auch mit allen Beteiligten Klartext gesprochen haben. Denn beide Parteien erklärten in dem aufgenommenen Protokoll, dass sie sich nach dieser Verhandlung beruhigen wollten. Diese Beruhigung muss sehr tief und fest erfolgt sein. Darum startet Johann Stockberg am 23. Mai einen zweiten Versuch. In seinem neuen Antrag zur Erteilung einer Konzession, bittet er den Bürgermeister Hofstadt: *„meinen Antrag gefälligst befürworten zu wollen.“*

Bürgermeister Hofstadt war nun in seiner langen Tätigkeit in Lindlar von 1851 bis zu seinem Tod 1890, immer um einen Ausgleich bemüht. Er hat sich sehr für die Belange der **kleinen Leute** eingesetzt, diese auch oft in Eingaben an den Landrat durchgesetzt. In diesem Fall des neuen Antrags kommt er zu der Ansicht: *„Das den Einreden mehr eine gesuchte als eine wirkliche Befürchtung von allerhand durch die Anlage eines Kalkofens eintretenden Uebelständen - zu Grunde liegt,*

scheint sehr wahrscheinlich da seit längeren Jahren Kalkbrennerei mitten in der Ortschaft Breun betrieben worden, ohne das je von einer Klage wegen Feuersgefahr p.p etwas verlautet hat.“.

Der Antrag durchläuft jetzt ohne Beanstandungen alle vorgeschriebenen Stationen. Am 3. August 1854 wird dem Johann Stockberg zu Hönighausen die Erlaubnis zur Anlage eines Kalkofens in Breun erteilt. Jedoch unter der Bedingung, dass der Ofen in einer Entfernung von zehn Ruthen von Wohngebäuden und allgemeinen Fahrwegen, und zwanzig Ruthen von Kunststraßen errichtet wird.

7.) Der Betrieb von Kalköfen muss zu diesen Zeiten doch einigen Gewinn gebracht haben. Ebenfalls in Breun beantragt der Ackerer Johann Wurth am 16. März 1855 die Genehmigung zur Anlage eines Kalkofens. Dieser sollte errichtet werden auf seiner Ackerland-Parzelle 908/527 der Gemeinde Breun, Flur IV, Parzellenbezeichnung „Auf der Hütte“.

Tatsächlich könnte dieser Name auf eine sehr frühe Bergwerkstätigkeit hinweisen. Bereits in den schon angeführten Kellnereirechnungen von 1470/72 werden *„isern steyne“* von *„Kaeren in der Bruyne“* abgerechnet. In den Abrechnungen des bergischen Bergvogts Teuffel 1576/77 ist aufgeführt: *„In der Breun im Kirchspiel Lindlar ist dieses Jahr etlicher Stein gewonnen, aber nicht gewaschen worden, den ich deshalb nicht zu Geld machen konnte.“.* 1652 lieferte der Bergmann Klaß aus Breun 17 Haufen *„Vogelsberger“* an die Gimborner Hütte⁵². Aber auch noch nach der Erteilung der Breuner Konzessionen für die Kalköfen wurde am 25. September 1863 dem Bergwerk *Reschid Pascha*, zwischen Breun und Berghäuschen, eine Konsolidationsurkunde (Vereinigung mehrerer Grubenfelder) ausgestellt. Diese Grube förderte von 1863 bis 1882 1188 Tonnen Eisenstein⁵³. Erst um 1900 war die Förderung von Eisenerzen im Gemeindegebiet von Lindlar wegen mangelnder Rentabilität ganz eingestellt.

Das Konzessions-Gesuch von Johann Wurth passierte anstandslos alle Stationen und am 22. Mai 1855 wurde die Genehmigung unter den üblichen Bedingungen (Einhaltung der Abstände usw.) erteilt.

Nunmehr konnte Johann Wurth *offiziell* seine Tätigkeit als Kalkbrenner aufnehmen, welche er wohl schon längere Zeit betrieben hatte. 1852 zählte Bürgermeister Hofstadt⁵⁴ eine Reihe von Strafen auf, welche das Landgericht Köln, sowie die dortige Königliche Regierung gegen Wurth verhängt hatten. So musste er 5 Taler zahlen: *„Wegen unangemeldeten Betriebes des Gewerbes als Kalkbrenner zur Nachzahlung der umgangenen Gewerbesteuer.“* Auf eine Anfrage des Landrats bescheinigt der Bürgermeister, dass der Wurth in guten Vermögensverhältnissen steht.

Der Hof Wurth ist mit dem Kalkofen in weiterer Zeit von der Familie Wildangel übernommen worden. Ob der Ofen bei dem Wechsel noch betriebsfähig war, konnte nicht mehr ermittelt werden. 1894 ist jedoch auf dem Gelände des Johann Wildangel ein neuer, moderner Ofen errichtet worden, siehe Nr. 11.

8.) Nach diesen Angaben kann festgestellt werden, dass sich in Breun ein kleines Zentrum der Kalkerzeugung gebildet hatte. Jedoch auch im Raum Lindlar - Heiligenhoven - Kemmerich lagert guter Kalkstein. 1820 listete der Bürgermeister Court den Ofen der Halbwinner von Heiligenhoven auf. Auch der Kalkbrenner Lorenz Homberg hat hier 1825 den Kalk zum Umbau des Schlosses Heiligenhoven gebrannt. Bei den Erschließungsarbeiten im jetzigen Baugebiet Lindlar-West konnten Kalkvorkommen nachgewiesen werden.

Einen Antrag auf die Erteilung einer Konzession in diesem Raum übergab am 4. Mai 1861 der Ackerer Rudolph Linden aus Kemmerich. Nach dem beigefügten Situationsplan sollte der Ofen in der Flur IV der Gemeinde Lindlar, Feldabteilung Kaule, auf der Parzelle Nr. 137, errichtet werden.

Nach dem üblichen Schema durchlief der Antrag seinen Instanzenweg. Da keine Einreden erfolgten, wurde am 29. Juli 1861 die Genehmigung erteilt, jedoch mit einigen neuen Auflagen. So zum Beispiel:

„Konzessionär ist gehalten, durch Einrichtung der baulichen Anlagen, resp. beim Betrieb anzuwendender mechanischer Vorrichtungen, wie durch Verwendung geeigneten Brennmaterials und durch sorgsame Bewachung auf eine möglichst vollständige Beseitigung der Gase, des Rauchs und der Flugasche hinzuwirken.“

Gleichzeitig wurde ihm auferlegt, dass er alle auftretenden Mängel beheben musste, sollten solche zur Belästigung der benachbarten Grundbesitzer führen. Dass die Schürflöcher nicht von vorbeiführenden Fahrwegen einsehbar sein durften, war bereits in früheren Genehmigungen zur Auflage gemacht worden.

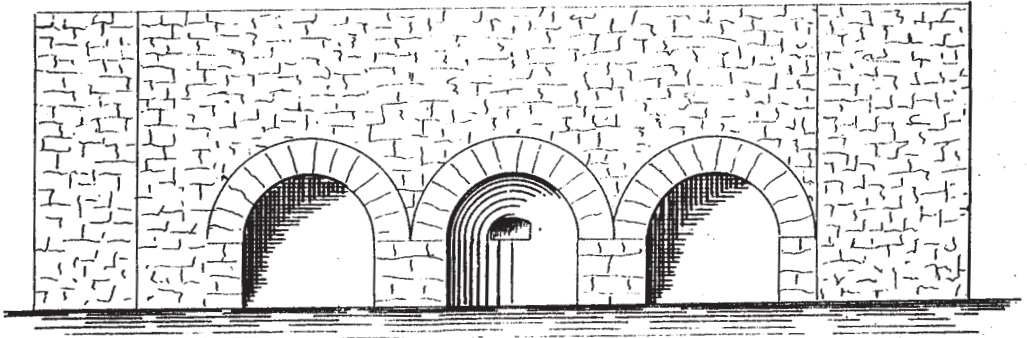
Weitere Eintragungen und Berichte liegen leider nicht vor.

9.) In der gesetzlich vorgeschriebenen Nachweisung der gewerblichen Anlagen in der Gemeinde Lindlar wird am 22. Februar 1869 ein Kalkofen von Johann Schmitz in Unterfeld, ohne nähere Angaben, aufgeführt.

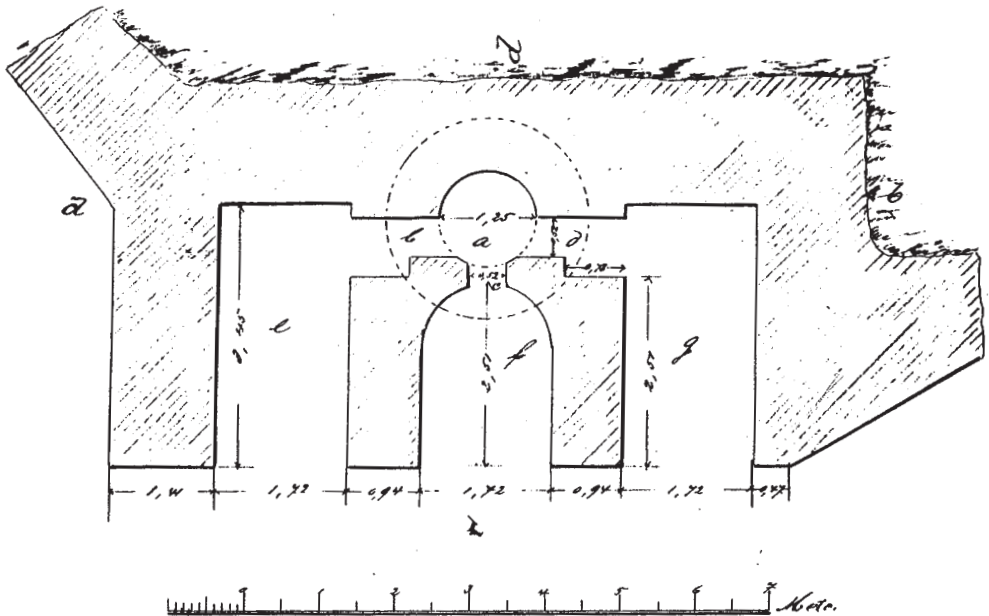
10.) Andreas Peffekoven zu Hartegasse beantragte am 11. März 1879 die Konzession für die Anlage und zum Betrieb eines Kessel- oder Trichteralkofens in Hartegasse, auf dem Grundstück Flur 5, Nr. 151 der Katastergemeinde Breun. Dieser Standort entspricht heute in etwa dem Ende des Schießstandes der St. Sebastianus Schützenbruderschaft Süng, hinter dem Kriegerdenkmal in Hartegasse. Als Besitzer der Parzelle 151 ist nur Peffekoven eingetragen, leider kein Vorname. Während das Gesuch von Andreas Peffekoven eingereicht wurde, unterzeichnete die eingereichten Unterlagen der Unternehmer Wilhelm Peffekoven. Es könnte sich hier um Vater und Sohn gehandelt haben.

Die dem Bauplan des Ofens beigefügte Erklärung gibt erstmals schriftliche Kenntnisse von einer der Ofenkonstruktionen aus dieser Zeit.

Ansicht.



Grundriss.



Bauplan zum Concessionsgesuch des Willh. Peffekoven in Hartegasse bez. Anlage eines Kalkofens

„Erklärung

Der Kalkofen soll aus Bruchsteinen erbaut werden. Der Trichter a ist zur Aufnahme der rohen Kalksteine bestimmt, und erfolgt in demselben der Prozeß des Brennens vermittels Steinkohlen. Durch die Kanäle b, c, d wird 1. Luft, resp. Sauerstoff von unten zu - und 2. die fertig gebrannte Masse in die Behälter e, f, g abgeführt.

Die angewendete Construction empfiehlt sich durch Einfachheit & Solidität. Auf den beigefügten Situationsplänen sind die Entfernungen des Ofens 1. von der von Lindlar nach Wipperfürth führenden Chaussee 2. von der von Hartegasse nach Sünig führenden Communalstraße und 3. von den nächstgelegenen Häusern genau angegeben. Sämmtliche Häuser bestehen aus Lehmfachwerk und haben Ziegeldächer.

Lindlar, den 21. April 1879
H. Aug. Lob“

Nicht angegeben ist die kürzeste Entfernung des Ofens zum Gartengrundstück des Ackers und Wirtes Johann Hoffstadt, heute Hotel Sprenger-Roth. Dieser legte am 23. Mai, nach der Bekanntmachung, seinen Widerspruch gegen den Ofen ein, da dieser nur einen Abstand von 15 Fuß (4,71 m) von seinem Garten hatte. Der Niederschlag des schwefelhaltigen Steinkohlendampfes würde nicht nur sein Gemüse und Obst verderben, sondern auch den im Garten befindlichen Trockenplatz für die Wäsche stark beeinträchtigen. Außerdem befürchtete er auch Störungen und Beeinträchtigungen seiner vor dem Gasthaus befindlichen Gartenwirtschaft.

Diese Einwendungen mussten natürlich beachtet und darüber verhandelt werden. Sie wurden in den gemachten Auflagen auch berücksichtigt. So wurde die Konzession am 17. September 1879 unter folgenden Bedingungen erteilt:

1.) „Unternehmer ist verpflichtet, den Kalkofen mit einem Rauchmantel von solcher Höhe zu

versehen, daß die Oberkante desselben elf Meter über der Ofensohle liegt.“ (Die in vielen Ländern heute noch betriebene Umweltpolitik der „Hohen Schornsteine“ war also auch schon bei unseren Urgroßvätern bekannt).

2.) „Die Beschickungs-Oeffnungen des Ofens sind während des Brandes verschlossen zu halten.

3.) Sollte die Einrichtung oder der Betrieb des Kalkofens demnächst dem Publikum oder den Nachbarn zu begründeten Beschwerden über erhebliche Nachtheile oder Belästigungen Anlaß geben, so werden durch polizeiliche Verfügung diejenigen Veränderungen in der Einrichtung oder im Betriebe vorgeschrieben werden, welche den Mängeln Abhilfe zu gewähren geeignet sind, und ist Unternehmer verpflichtet, solche ohne Anspruch auf Entschädigung auszuführen.“

Das dieser Ofen erbaut worden ist, bestätigt eine Rechnung vom 26. Juni 1879:

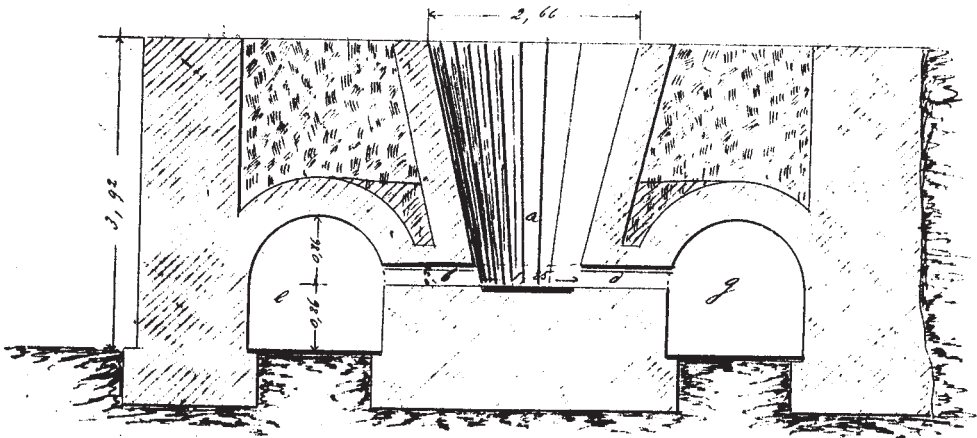
„Liquitation

über die dem Kreis-Physikus Dr. Kalt in Wipperfürth zukommenden Reisekosten und Diäten für nachbenannte sanitätspolizeiliche Verrichtung.

Reise nach Hartegasse zur Lokalbesichtigung des neu angelegten Kalkofen, Tour A und Retur 20 Kilometer, a. Kilometer 60 Pfennige12 M
 Diäten9 M
 21 M“

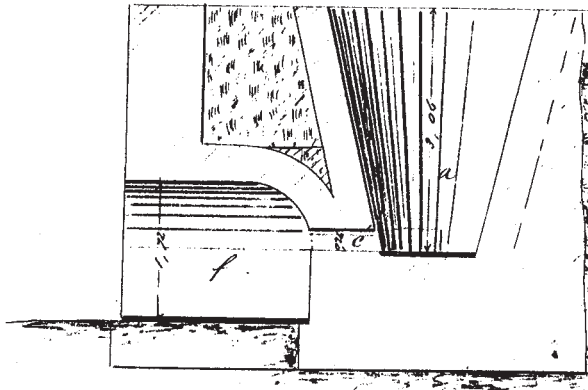
Leider fehlen die weiteren Nachrichten über die Existenz dieser Anlage. Betrachtet man jedoch den Standort der Anlage, so muss an dieser Stelle ein länger andauernder Kalkabbau stattgefunden haben. Auf dem Lageplan des Wilhelm Peffekofen ist über seinem geplanten Kalksteinbruch auch ein älterer Bruch eingezeichnet. Vermutlich stand schon der mit Steinkohlen befeuerte und 1820 aufgeführte Kesselkalkofen des Peter Offermann an diesem Platz.

Längenschnitt.
a. b.



offen
Lohn 18/9 1879
K. Hof. H. Hof. Hof. Hof.

Querschnitt.
c. d.



früher
H. Hof.

Bauplan zum Concessionsgesuch des Willh. Peffekoven in Hartegasse bez. Anlage eines Kalkofens

11.) Im Januar 1894 beantragte der Kalkbrenner Joseph Schmitz aus Unterdierdorf die Konzession für einen Kesselkalkofen in Breun. Er sollte in der Flur 4, auf der Parzelle 401 des Johann Wildangel in Breun erbaut werden. In den Parzellen 422, 423 und 424 der gleichen Flur, Besitzer Hubert Feldhof in Feld, sollten die Kalksteine gebrochen werden. Auf dem beigefügten Lageplan ist auf der Parzelle 416, sowie zwischen den Parzellen 427 und 428 je ein aufgelassener Kalkofen eingezeichnet. Nach den Bauzeichnungen hatte dieser Ofen ebenfalls zwei Kessel, jedoch entgegen dem Hartegasser Modell nur ein Gewölbe. Beiden Öfen ist gemeinsam, dass sie mit der Rückwand in einen Hang eingebaut wurden. Damit konnten die Öfen ebenerdig von oben gefüllt werden. Die Leerung erfolgte wieder ebenerdig bei diesen Öfen von unten. Den Zeichnungen war folgende Erklärung beigefügt:

„Der Kalkofen soll ca. 25 m von der Wipperfürther-Lindlarer-Provinzialstraße und 50 m vom nächsten Gebäude entfernt errichtet werden. Für den kleinen Betrieb dieser Anlage, welche sich nur auf die nächste Umgebung und einen Teil der Gemeinden Klüppelberg und Wipperfürth sich erstreckt, genügt die durch Bauzeichnung dargestellte Einrichtung. Die beiden Kessel, welche an der Lehne eines Hügels errichtet werden, erhalten einen oberen Durchmesser von 2 m und unten einen Durchmesser von 1 m. Die Höhe beträgt 3 m, so daß dieselben 5 1/4 Cubm. Inhalt fassen. Unten liegen in dem Kessel eiserne Rosten, worauf die Kalksteine schichtweise aufgelegt werden, bis der Kessel mit Steinen angefüllt ist und wird dann aus dem kellerartigen Gewölbe mittelst Steinkohlen solange geheizt bis der Kalk gargebrannt durch die Heizöffnung herausgenommen und verladen werden kann. Die Rosten werden nämlich zum Herausnehmen eingerichtet. In dieser Zeit wird der andere Kessel voll Steine gargebrannt, so daß immer nur in einem Kessel gebrannt wird. Die Öfen werden oben mit Kalkasche gedeckt, so daß keine Flamme oben herausschlagen kann und also keine Feuergefahr damit verbunden ist.

Die Kalksteine werden aus dem Bruche in Rollwagen über Schienengeleise von Arbeitern gefahren u. wird hierbei auch kein anderes Eigentum wie das der vorgenannten Herrn berührt. Die Kessel werden von hartgebrannten Ziegeln in Lehm gemauert und mit Lehm umstampft. Die Umfassungsmauern und das Gewölbe sollen von Bruchsteinen u. gutem Mörtel aufgeführt und werden an den drei freistehenden Seiten mit einem Geländer versehen werden.“

Nach Ablauf des üblichen Konzeptes wurde die Konzession unter folgenden Auflagen am 18. Mai aus- und zugestellt:

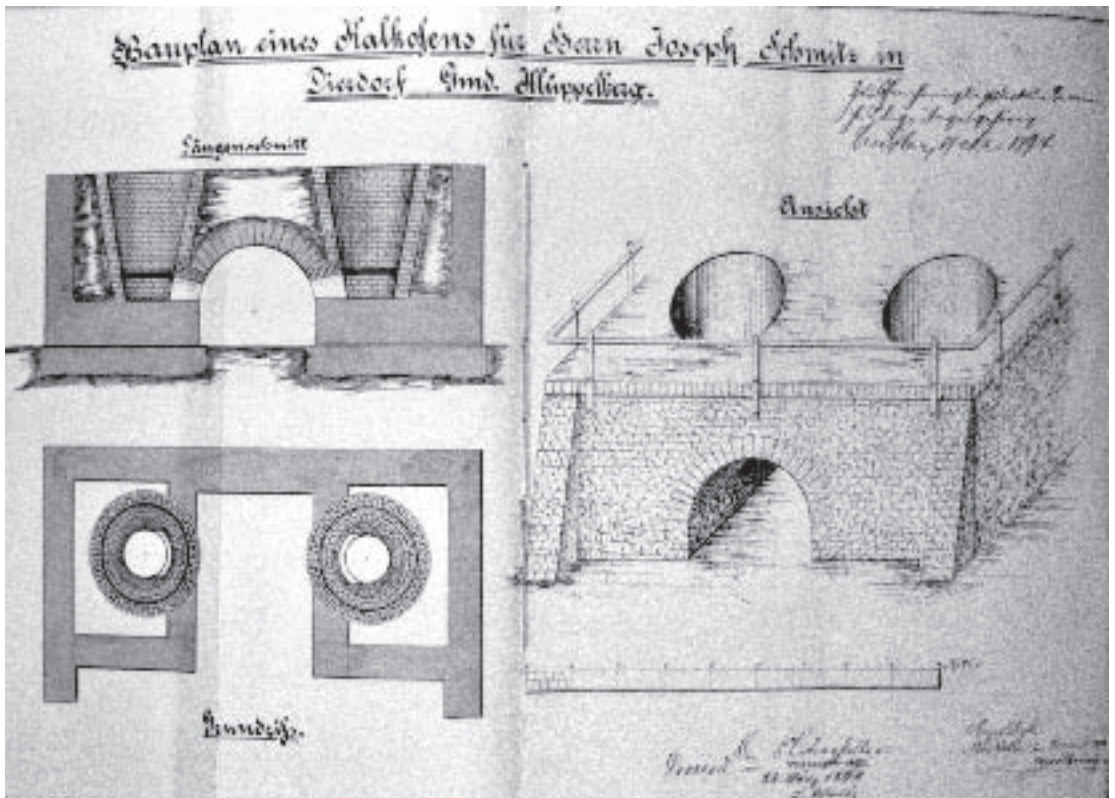
„1.) Die Ausführung muß genau nach Anleitung der vorgelegten, mit dem Siegel des Kreis Ausschusses beglaubigter und von dem Königl.-Gewerbeinspektor Fischer zu Mülheim a. Rhein geprüften Zeichnungen und Beschreibung geschehen.

2.) Zum Schutze der Arbeiter gegen Witterungseinflüsse ist ein entsprechender Raum zu schaffen.

3.) Muß für eine den Anforderungen der Gesundheitspflege entsprechende Abortanlage gesorgt werden, die mit einer Schutzwand wie auf den Bahnhöfen versehen ist.

4.) Um etwaigen Unglücksfällen vorzubeugen, ist das Wagengeleise so anzulegen, daß die Schwellen und die außenliegenden Schienenseiten mit Erde bedeckt sind.“

Dass dieser Ofen tatsächlich gebaut worden ist, bestätigt ein Schreiben des Bürgermeisters Mausbach vom 29. August an den Königl.-Gewerbe-Inspektor Fischer. Diesem wird mitgeteilt, dass der Ofen soweit fertiggestellt ist und auf die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften geprüft werden kann. Nach Aussage eines Mitgliedes der Familie Wildangel hat diese nach einigen Jahren, als die Eigentümerin der bebauten Parzelle, den Ofen übernommen. Es ist unter ihrer Regie noch Kalk im Ofen gebrannt worden. Durch Erbteilung ist er an einen Sohn gekommen,



*Bauplan des Kesselkalkofens
für Joseph Schmitz in Breun*

welcher auf dieser Parzelle ein Wohnhaus erbauen wollte. Darum ist der Ofen 1938 geschleift worden. Jetzt ist der Standort überbaut. Die in den Gemeindeweg eingelassenen Schienen der Lorenbahn sind erst bei der Asphaltierung des Weges demontiert worden.

Heute erinnert an der Landstraße in der Ortschaft Breun nur noch das Straßenschild „Zum Kalkofen“ an das einstige Kalkbrennen an diesem Platz. Bei den drei nachgewiesenen Öfen wäre die Bezeichnung „Zu den Kalköfen“ treffender.

Der Aufbau und das Ende einer industriellen Kalkproduktion zu Beginn des 20. Jh.

Dem Handel, Handwerk und Gewerbe hatte der Beginn des Straßenbaus im 19. Jh. schon einen gewissen Aufschwung gebracht. Goldene Zeiten versprach aber und brachte ja auch der Bau der Eisenbahnen⁵⁵. Bereits am 1. Dezember 1868 fuhr der erste Zug von Mülheim in den Bahnhof Bergisch Gladbach. Innerhalb von zwei Jahren erreichte er am 15. Oktober 1870 auch Bensberg. Danach dauerte es jedoch noch 21 Jahre, ehe am 1. Dezember 1891 der Zug bis Immekeppel dampfte. In Lindlar regierten noch die Fuhrleute über den Transport.

Mit schweren Steinwagen transportierte man die Steine aus dem Brungerst zum Bahnhof nach Engelskirchen. Die Wolfsschlade hoch und die Horpe herunter, war es nicht nur harte Knochenarbeit für Mensch und Tier, sondern auch zeitraubend und teuer. Da die schweren Fuhrwerke an den Straßen starke Schäden verursachten, musste ein Chausseegeld entrichtet werden. 1897 gab es die Alternative, die Steine nach Kaiserau zu bringen. Dort war die Leppetäl-Bahn von Engelskirchen nach Marienheide eröffnet worden. Dieser Bau gab nun auch in Lindlar endlich das Signal, im Oktober 1897 ein Eisenbahn-Komitee zu gründen. Noch im gleichen Jahr unterbreitete die Gemeindevertretung der Königlichen Eisenbahn-Direktion in Elberfeld ihre Bitte, die Bahnstrecke von Immekeppel bis nach Lindlar zu verlängern. Jedoch vom Wunsch zur Wirklichkeit ist oft ein langer Weg. Erst am 11. Juni 1906 wurde dieses Vorhaben bewilligt. Die Arbeiten konnten beginnen, die Grundstücke für die Strecke und Bahnhöfe gekauft werden.

Auf diesen Augenblick hatte der Landwirt Joseph Bosbach in Linde wohl schon lange gewartet. Nachdem die Bahnlinie und auch der Standort für den Bahnhof Linde eingemessen waren, begann er seine Pläne in die Tat umzusetzen. Sehr zugute kam ihm hierbei sein neben der Bauparzelle liegender,

umfassender Grundbesitz. Bereits in dem Urkataster von 1834 war in diesem Gelände die Parzellenbezeichnung „**In der Kalkkaule**“ eingetragen. Dieses Kalksteinvorkommen wollte Joseph Bosbach durch den Bau eines modernen Kalkringofens nutzen. Um sich lange Wege zur Bahnverladung zu ersparen, sollte die Ofenanlage direkt anschließend neben dem geplanten Standort des Bahnhofs erbaut werden. Zu den im Juli 1910 angefertigten und eingereichten Planungsunterlagen gehörte die:

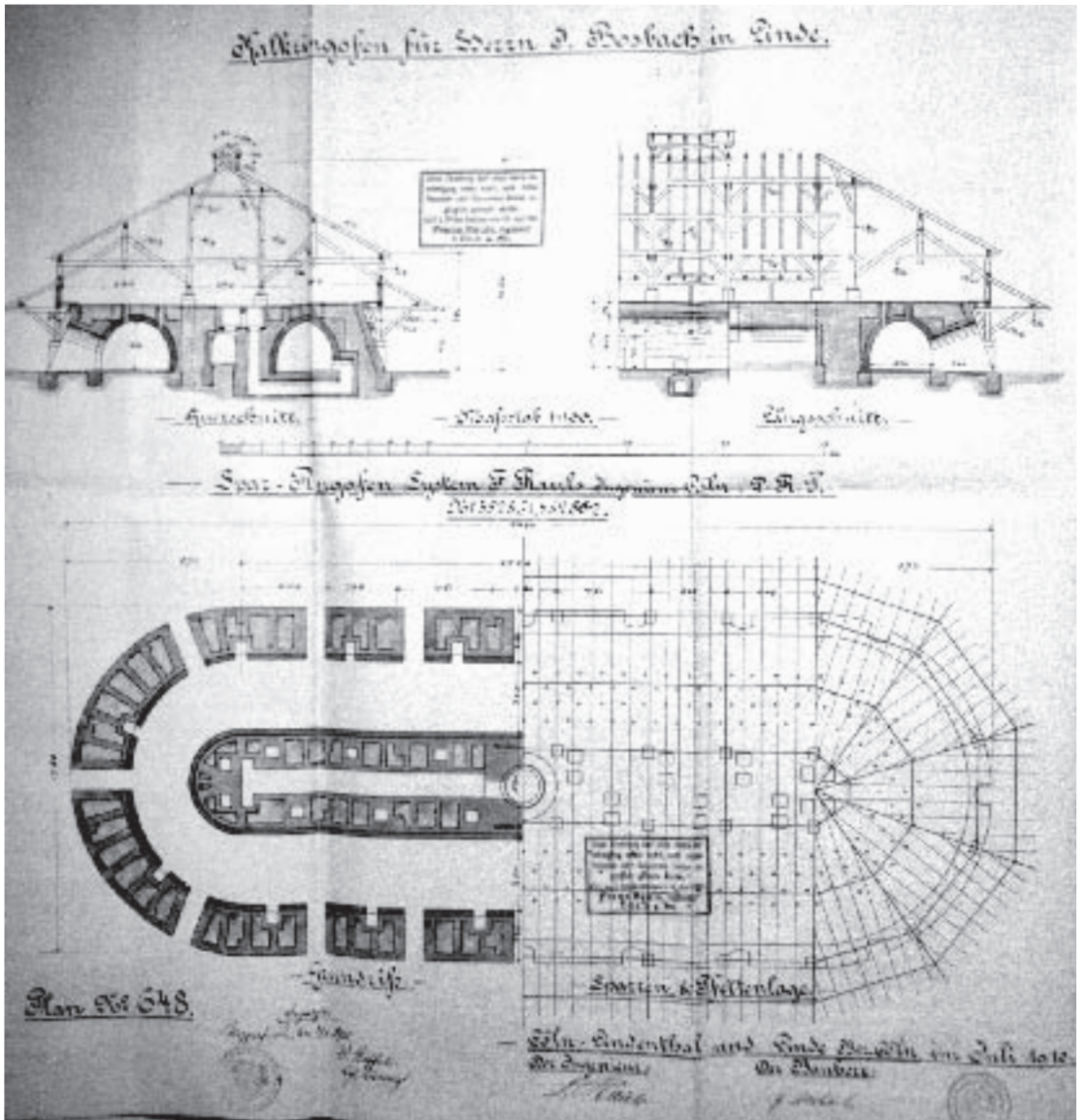
„Beschreibung zum Konzessionsgesuche zur Erbauung eines Kalkringofens für Herrn J. Bosbach in Linde.

Der Ringofen wird nach den Abmessungen der vorliegenden Zeichnung ausgeführt. Die Tagesleistung beträgt ca. 4 - 5 D.To. bei einem Kohleverbrauch von ca. 18 - 20 %.

Der Schornstein erhält eine Höhe von 48 m bei einer oberen Lichtweite von 1,40 m.

Das Dach wird vom eigentl. Ofen vollkommen isoliert, sodaß eine Feuersgefahr vollkommen ausgeschlossen ist. Die Dacheindeckung erfolgt durch Falzziegel.

Der Brennprozess ist folgender: Nachdem der Brennkanal vorschriftsmäßig mit trockenem Rohmaterial besetzt ist, wird eine provisorische Rostfeuerung errichtet und von da aus gefeuert bis der erste Teil des Einsatzes sich in Rothglut befindet; sodann beginnt die Beschickung der Kohlen von oben durch die Heizschächte. Die Speiseluft tritt durch die Türe derjenigen Kammer, welche gargebrannt und im Abkühlen begriffene Ware enthält, geht durch diese Kammer, sich stets immer mehr erwärmend, tritt schließlich hochoverhitzt zur eigentlichen Feuerstelle und zieht sodann durch die ungebrannte Ware, woselbst sie die noch vorhandene Wärme abgibt, um dann durch den hohen Schornstein zu entweichen ohne die Umgebung resp. Nachbarschaft zu schädigen bezw. zu belästigen.



Bauplan des Ringkalkofens
für Joseph Bosbach in Linde

Die Fundamente erhalten dem Baugrund entsprechende Tiefe und Basis.

Im übrigen werden an dem Ofen alle gesetzlich bedingten Vorrichtungen zum Schutze der Arbeiter angebracht.

Der Ofen wird nach dem System Franz Rauls in Cöln - Lindenthal, D. R. G. No. 352861 u. 352862 ausgeführt.

Cöln-Lindenthal, im Juli 1910,

Der Ingenieur: F. Rauls

Linde, im Juli 1910,

Der Bauherr: J. Bosbach“

Der „Kreisausschuß des Kreises Wipperfürth“ genehmigte bereits am 30. September 1910 den Bauantrag dieser gewaltigen Anlage. Bei einer Gesamtbreite von 17,50 m und mit der Länge von 46,90 m sollte der Ofen in seiner Mitte von einem 48 m hohen Schornstein überragt werden. Mit diesen Maßen überschritt das geplante Objekt wohl die Kraft eines Einzelnen, darum suchte Joseph Bosbach nach geeigneten Teilhabern. Da nach den gesetzlichen Auflagen die Konzession erlosch, wenn nach Ablauf eines Jahres nicht mit dem Bau begonnen worden war, konnte nur ein Antrag auf Verlängerung um ein Jahr dieses verhindern. Dieser Antrag wurde 1911, nunmehr von der „Linder Stein- und Kalkindustrie G. m. b. H. in Linde“ eingereicht, bewilligt und auch die Konzession verlängert bis zum 30. September 1912. Als am 16. Dezember 1912 der erste Dampfzug durch Linde nach Lindlar fuhr, lief die erneute Verlängerungsfrist bis zum 30. September 1913. Ein weiteres Jahr verging, in welchem der großartige Plan nur auf dem Papier stand, und die Konzession nunmehr am 30. September 1914 endete. Der Wille war da, ein Bauplatz vorhanden, die Genehmigung zum Bau auch, darum wurde nochmals um eine Verlängerung gebeten, diese auch bis zum 30. September 1915 zugebilligt.

Es hat diese fünf Jahre gedauert, bis die „Linder Stein- und Kalkindustrie, G.m.b.H.“ zu der Einsicht gekommen war, dass für

die geplante Produktion des Ringofens der Absatz nicht gewährleistet schien, überhaupt das Projekt auch etwas schlanker sein dürfte. Darum wurde kein neuer Antrag auf Verlängerung mehr gestellt, die Konzession endete mit dem Ablauf des 30. September 1915.

Doch das neue Konzept war bereits gefunden. Die Lösung war der Bau eines Kalkschachtofens. Die Konzession wurde im November 1915 bei dem Landratsamt in Wipperfürth beantragt, mit der beigefügten:

*„Beschreibung
zum Konzessionsgesuch zur Erbauung eines
Kalkschachtofens für die Firma Linder Stein- &
Kalkindustrie G. m. b. H. in Linde, Bezirk Köln.*

Bauplatz:

Der Ofen wird in Linde, Flur 3, Parzelle 734/610 & 611, Steuergemeinde Breidenbach, errichtet.

Form & Größe:

Der Ofen wird in der Form eines in der Mitte erweiterten abgestumpften Kegels mit cylindrischem Grundriß laut Zeichnung K K 620 ausgeführt. Die eigentliche Höhe beträgt 14 m die Fundamentsohle 0,80 m unter Terrain.

Leistung:

Bei kontinuierlichem Betriebe werden täglich (24 Stunden) ca. 18 000 Kilo gebrannter Kalk erzeugt. Der Kohlenverbrauch beträgt ca. 25 % des ausgebrachten Kalkgewichtes.

Schornstein:

Aufdem eigentlichen Ofen wird zwecks Erzielung eines besseren Zuges und zur höheren Abführung der Rauchgase (welch letztere vollständig ausgenutzt, daher Belästigungen ausgeschlossen sind) ein 9 m hoher Schornstein auf die eigentliche Schachthöhe aufgebaut.

Mauerwerk:

Die Fundamente werden in Bruchstein und auch das übrige Mauerwerk teils in Bruchsteinen, teils in feuerfesten Steinen in Kalk-, Lehm- oder Chamottemörtel ausgeführt.

Förderung:

Zum Fördern an die Gicht (Oberkante) des Ofens für den Kalkstein und die Kohle dient ein zweitrümmiger⁵⁶ Aufzug, welcher mittels eines Motors angetrieben wird.

Betriebsweise & Verbrennungsprozess:

Bei Beginn des Betriebes wird das obere Rost mit leicht brennbaren Stoffen (Holz, Spähne, Stroh usw.) bedeckt und darauf Kohlen beigegeben. Nachdem wird abwechselnd bis zur Gicht je eine Lage Kalkstein und Kohlen aufgegeben. Nach Füllung wird der Brennstoff auf dem Rost zur Entzündung gebracht und es beginnt der eigentliche Verbrennungsprozess. Das Feuer zieht durch das eingesetzte Brenngut bis ca. 2/3 der Höhe des Schachtes, woselbst der Hauptherd dauernd bestehen bleibt. - Die abziehenden Gase wärmen das oben nachgefüllte Material vor und entweichen schliesslich durch den Schornstein. Nach Massgabe des unteren Abzuges wird stets abwechselnd oben weiter gefüllt, so daß der Betrieb in dieser Weise dauernd aufrechterhalten werden kann.

Rohmaterial:

Dasselbe wird auf Parzelle 1274/478, Flur 3 der Gemeinde Breidenbach entnommen.

Bestimmungen:

Die Gicht des Ofens wird mit festen Wehren versehen, sodaß niemand herunterstürzen kann. - Auch sollen Warnungstafeln angebracht werden, auf welchen folgende Verordnung zu lesen ist:

Der Schacht ist nur dann zugänglich, wenn er von Feuergasen frei ist; ebenso ist Fremden der Zutritt untersagt. - Schlafen und Ruhen in oder auf dem Ofen wird weder den Arbeitern noch Fremden gestattet.

Arbeiter - Verordnungen:

werden an sichtbaren Stellen des Ofens angebracht. -

Im Uebrigen sind allen für Leben und Gesundheit der Arbeiter im Gesetze vorgeschriebenen Bestimmungen auf das Genaueste Rechnung getragen.

Köln/Rhein und Linde

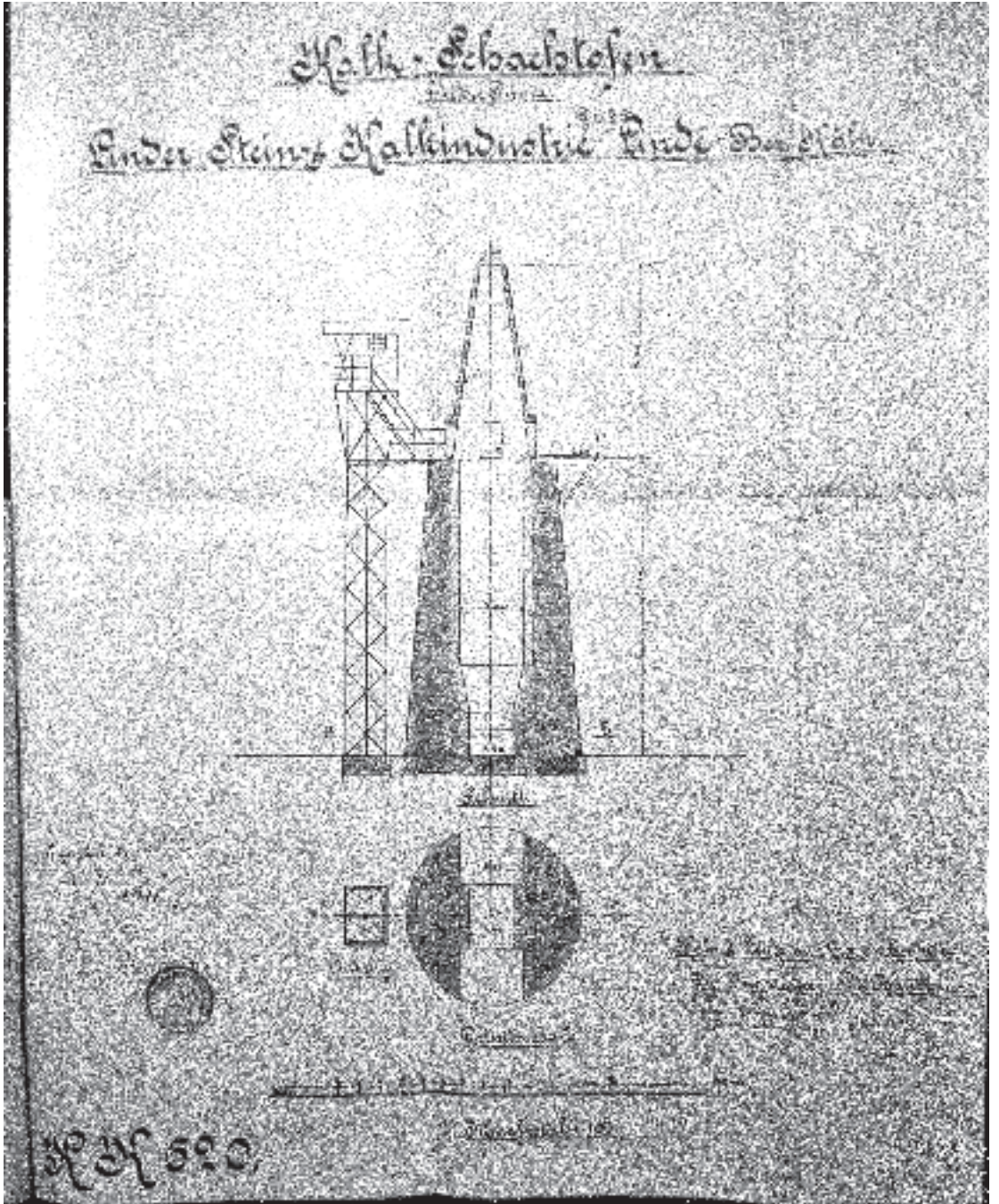
Im November 1915

*Die Ingenieure:
Wilhelm Eckardt
& Ernst Hottop
Gesellschaft mit
beschränkter
Haftung
gez. Eckardt*

*Die Baufirma
Linder Stein- und
Kalkindustrie
Gesellschaft mit
beschränkter Haftung
gez. Bosbach
Geschäftsführer*



*Der Schachtkalkofen in
Linde
(Foto: Renschler,
Slg. Anne Scherer)*



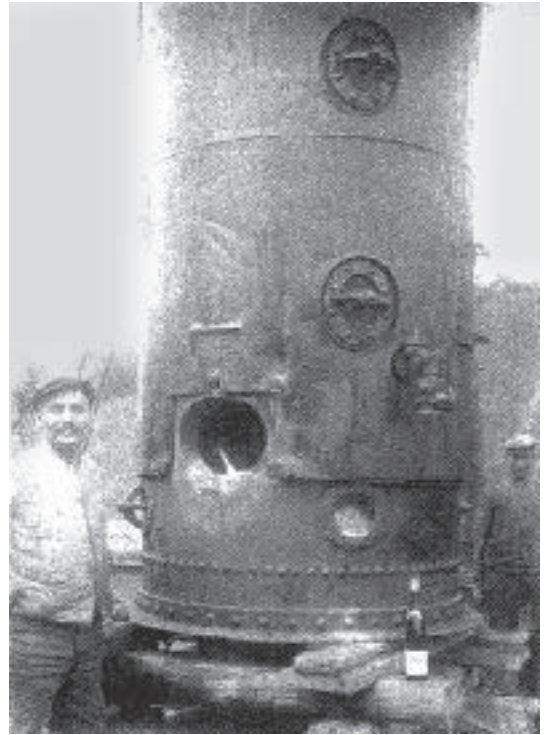
Bauplan des Schachtkalkofens
in Linde

Noch im November 1915 wurde der Antrag geprüft. Durch den Kreis Ausschuss des Kreises Wipperfürth erhielt die Linder Gesellschaft am 4. März 1916 die Konzession erteilt. Von den neun auferlegten Bedingungen betrafen sechs den Schutz der Arbeiter. Besonders untersagt wurde das Anbringen von Wohn- und Schlafplätzen auf oder neben dem Ofen.

Es ist ja nur zu verständlich, dass dieser Ort in der kalten Jahreszeit zum Aufenthalt besonders verlockend war. Noch bis in die fünfziger Jahre durchstreiften viele **Lööfer** (Tippelbrüder), um das Wort Landstreicher zu vermeiden, das bergische Land. Es waren aus der Bahn geworfene, harmlose Gesellen, jeder mit einem Namen belegt. Der bekannteste war wohl der **Jirret**. Ihm ist mancher Aufsatz in der Heimatliteratur gewidmet worden. Da alle Öfen durch die Jahrhunderte hindurch, wenn sie betrieben wurden, immer mehrere Tage und Nächte gebrannt wurden, war der warme Feuerschein in nasskalten Nächten sehr einladend. Die Wärme wird die Angst vor den auf dem Ofen austretenden giftigen Kohlendioxidgasen oft verdrängt haben. Die Anordnung, dass die Feuerlöcher nicht in Richtung auf die Wege leuchten durften, wird wohl nur wenig Wirkung gezeigt haben.

Der für die Beschickung des Ofens erforderliche Aufzug sollte mit einem Motor angetrieben werden. Die Gründung der Elektrizitätsgenossenschaft in Linde erfolgte aber erst am 1. November 1922⁵⁷. Elektromotoren waren daher nur in ganz vereinzelten Gemeindegebieten zu finden. Im ersten Drittel des 20. Jh. hatten viele Betriebe zum Antrieb nur die Möglichkeit, sich einen festen oder beweglichen Dampfkessel aufzustellen. Für die Aufstellung und den Betrieb war eine Anmeldung bei dem „Bergischen-Dampfkessel-Überwachungs-Verein“ Pflicht. Für diesen Antrieb entschied sich auch die „Linder Stein- und Kalkindustrie G.m.b.H.“ Nachdem sie ihren aus zweiter Hand erworbenen beweglichen Kessel der Behörde gemeldet hatte, erhielt sie am 21. August 1916 eine Nachricht

vom Überwachungs-Verein. Dieser teilte ihr mit, dass die von der Stadt Duisburg am 20. August 1906 erteilte Genehmigung noch Gültigkeit hatte.



Der Dampfkessel für den Kalkofen in Linde (Foto aus: Dorfchronik Linde, 1996, mit freundlicher Genehmigung von Herrn W. Quabach, Linde)

In den vom Bürgermeister jährlich aufzustellenden Nachweisungen der neu konzessionierten gewerblichen Anlagen ist am 1. Oktober 1916 vermerkt: „Ein Gebäude ist nicht errichtet“. In der folgenden Nachweisung aus dem Jahr 1919 wird die Anlage nicht mehr angeführt. Demnach muss zwischen dieser Zeit der Aufbau des Ofens und der Betriebsanlagen erfolgt sein.

Leider enden mit dieser Überlieferung alle Unterlagen über diese Gesellschaft in den Akten des Gemeindearchivs Lindlar.

Nach den Erkenntnissen der 1996 erschienenen *Dorfchronik Linde* wurde der Betrieb

durch die Firma Köster im Sommer 1928 mit zwanzig Arbeitern wieder voll aufgenommen. Der dort gebrannte Kalk war von gelblicher Farbe und nur für die Eisenverhüttung verwendbar. Die Lieferung erfolgte durch die Bahn an die Friedrich-Wilhelmhütte in Bochum. Die Übernahme der Linder Firma durch die Erwitter Kalkwerke A. G. im April 1932 war das endgültige Ende der Kalkerzeugung am Bahnhof von Linde.

Es konnte im vorliegenden Text die Entwicklung der Ofentypen von dem Römerofen über den Kessel- oder Trichterofen, bis zum Ring- und auch zum Schachtofen aufgezeigt werden. So stellt es ein Kuriosum dar, dass der letzte mir vorliegende Nachweis über das Kalkbrennen in einer sehr urtümlichen Form, nämlich dem Feldbrand, ausgeübt

wurde. Ein Landwirt in Oberkotten brannte noch zwischen 1930 und 1940 in einer Grube am Rande des Kalkloh (Flurbezeichnung oberhalb von Oberkotten) den Düngekalk für seinen eigenen Bedarf. In dieser Grube wurden die Steine auf einer dicken Holzunterlage gestapelt, ummantelt und bedeckt. Dann wurde das Feuer entfacht und tagelang unterhalten, bis die Steine gargebrannt waren. Bewohner von Oberkotten wissen jetzt noch von den dauernden Rauchschwaden bei Tag, sowie dem Glutschein bei Nacht zu berichten.

Damit schließt sich ein Kreis, in welchem sich viele Praktiken der Kalkproduktion drehen, welche in unserem Gemeindegebiet zur Gewinnung und Verwertung dieses Bodenschatzes dienten.

Literatur:

Andernach, Norbert: Entwicklung der Grafschaft Berg, erschienen in: Land im Mittelpunkt der Mächte, Die Herzogtümer Jülich - Kleve - Berg. Boss Verlag, Kleve, 1984

Arbeitsblätter des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern, An der Glentleiten, Nr. 1 Kalkbrennen, Großweil 1981

Bosbach: Landwirtschaftlicher Betrieb auf den Kameralhöfen des Amtes Steinbach im 15. Jahrhundert, in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Jahrg. 1922

Brenner, Hans Leonhard: Die Geschichte der Kalkbrennerei in Bergisch Gladbach, Gummersbach 1992

Bundesverband der Deutschen Kalkindustrie e. V.: Geschichte der Deutschen Kalkindustrie, Bonn 1992

Denst, Maria Louise: Die Delling, Entstehung und Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Delling, Bergisch Gladbach 1984

Der erste Strom: Geschichtslehrer erforschen die Anfänge der Elektrizitätsversorgung im Oberbergischen. Landschaftsverband Rheinland, Bergisches Freilichtmuseum für Ökologie und

bäuerlich-handwerkliche Kultur (Materialien 1), Köln 1992

Der Sprach-Brockhaus, Wiesbaden 1951, Sechste Auflage

Die Bestände des Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchivs, Düsseldorf 1994

Dorfchronik Linde, Herausgeber: 125 Jahre Kirchenchor St. Cäcilia/75 Jahre St.-Sebastinus-Schützenbruderschaft

Dössler, E.: Die bergischen Besitzungen der alten stadtkölnischen Stifter und Abteien, erschienen im Düsseldorfer Jahrbuch, Band 48, Düsseldorf 1956

Engels, Wilhelm: Aus der Geschichte der Burg Neuenberg bei Frielingsdorf, erschienen in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Band 64

Haberkern/Wallach: Hilfswörterbuch für Historiker, Band 1, Tübingen und Basel 1995

Heikaus, Walter: Kalk für den Kanzler, erschienen in: Unsere bergische Heimat, Heimatkundliche Monatsbeilage zum General-Anzeiger der Stadt Wuppertal, Febr. 1966

Huck, Gerhard und Reulecke, Jürgen: und reges Leben ist überall sichtbar, Bergische Forschungen, Neustadt an der Aisch 1978

Jux, Anton Dr., Külheim, Josef: Heimatbuch der Gemeinde Hohkeppel, Hohkeppel 1958

Kieven, Lydia: Kulturführer Rheinisch-Bergischer Kreis, Bergisch Gladbach 1998

Külheim, Josef: Lindlar, Wuppertal 1955

Nehls, Alfred: Aller Reichtum lag in der Erde, Gummersbach, 1993

Pahlen, Peter: Ein Kalkofen aus Olpe-Delling, erschienen in: Das Rheinische Landesmuseum Bonn, Ausgrabungen im Rheinland, Köln/Bonn 1980

Peterhänsel, Gerhard: Zug um Zug, Die Eisenbahnen im Sülztal und im Aggertal, Band 15 der „Schriftenreihe des Geschichtsvereins für die Gemeinde Rösrath und Umgebung e.V.“, 1986.

Prinz, Friedrich: Die Geschichte Bayerns, Piper Verlag, München, 1997. Ausgabe 2001

Rutt, Theodor, Prof. Dr.: Heimatchronik des Rheinisch-Bergischen Kreises, Köln, 1953

Renard, Edmund: Die Kunstdenkmäler des Rheinlandes, Band V, Düsseldorf 1900

Schürmann, Manfred: Über Konzessionen und Rekognitionen von Steinbrüchen und Kalköfen im Bergischen Land, erschienen in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, 95. Band, 1991/92

Sölter, Walter Dr.: Römische Kalkbrenner im Rheinland, erschienen als Band 31 der „Führer des Rheinischen Landesmuseums in Bonn“, herausgegeben im Auftrag des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinland-Verlag GmbH, Düsseldorf 1970

Weidler, Wilhelm, Prof. Dr., und Grun, Paul A., unter Mitarbeit von Dr. Karl H. Lampe: Latein für Sippenforscher, Görlitz 1939

Anmerkungen:

1. Hauptstaatsarchiv Düsseldorf , Jülich-Berg I, Nr. 1341; Heikaus, Walter: Kalk für den Kanzler, veröffentlicht in: Unsere bergische Heimat, 15. Jahrg., Februar 1966

2. Sölter, Dr. Walter : Römische Kalkbrenner im Rheinland, Düsseldorf 1970, S. 5

3. siehe Anmerkung 2, S. 16 bis 26

4. Historisches Archiv des Erzbistums Köln, St. Severin Nr. 1 - Druck: Lac. UB. I, Nr. 104 - Heß Nr. 4, - Regest: Oediger, Reg. d. Erzb. v. Köln I, Nr. 424

5. Renard, Edmund: Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Band V, Düsseldorf 1900, S. 107 u. 112

6. Historisches Archiv der Stadt Köln, St. Ursula, Urk. 65

7. Lacomblet, UB. IV, Nr. 210

8. Andernach, Norbert: Entwicklung der Grafenschaft Berg, in: Land im Mittelpunkt der Mächte, S. 66, Boss-Verlag, Kleve, 1984

9. Der Name Kellnerei ist gleich zu setzen mit dem heutigen Finanzamt. Einen Teil der Lasten musste die Bevölkerung in Natura abliefern. 1470 stand

im Amt Steinbach der Amt- und Rentmeister auf der Burg Neuenberg der Steinbacher Kellnerei vor. Dieser leitete die Abgaben weiter an den Pfennigmeister der herzoglichen Regierung in Düsseldorf.

10. Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg I, Nr. 1341

11. Die Bezeichnung Kameralhof entstammt dem lateinischen Wort Camera für Kammer. Zur Zeit der bergischen Herzöge verwaltete die Hofkammer in Düsseldorf den ihr unterstehenden Staatsbesitz. Zu diesem gehörten die Höfe Steinbach, Ommerborn, Hollinden, Peffekoven, Hembach und Dörpe. Ebenfalls aber auch der Müllerhof und die Mühle in Unterbrochhagen.

Der Camerarius war der Kämmerer. Heute lebt diese Bezeichnung noch fort in der Handwerkskammer und der Industrie- und Handelskammer.

12. Transkription: Bosbach, Landwirtschaftlicher Betrieb auf den Kameralhöfen, ZBGV 1922

13. Nach dem Sprachbrockhaus, Ausgabe Wiesbaden 1951, ist ein Faselschaf ein ungemästetes Tier

14. Jux, Anton: Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Kameralgüter im Amte Steinbach, erschienen in: Guten Abend, Heimatkundliche Beilage der Heiderschen Zeitung, 5. Jahrgang, 1928, Nr. 19
15. De Berghes, Constantin: Genealogie und Geschichte der Familie de Berghes, Köln 1858. Unveröffentlichte Chronik der Familie Berges in Marienheide. Für die Überlassung einer Kopie möchte ich Frau Adeline Schlick-Berges herzlich danken.
16. Schleicher, H. M.: Sammlung E. v. Oidtman und seine genealogisch-heraldische Sammlung in der Universitäts-Bibliothek zu Köln, Köln 1994, Band 7, Mappe 532 und Köln 1996, Band 11, Mappe 849
17. Denst, Maria Louise: Die Delling, Entstehung und Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Delling, Bergisch Gladbach, 1984, S. 143/144
18. siehe Anmerkung Nr. 17, S. 33
Pahlen, Peter: Ein Kalkofen aus Olpe-Delling, erschienen im Sonderheft, Ausgrabungen im Rheinland 1979, Köln/Bonn 1980, S. 306 f.
19. Landschaftsverband Rheinland, Amt für Rheinische Landeskunde, Bonn, Bäuerliche Kalkbrennerei, Gransdorf / Eifel, 1979
20. Bundesverband der Deutschen Kalkindustrie e. V.: Geschichte der Deutschen Kalkindustrie, Bonn 1992, S. 88
21. Wie Anm. 10: Jülich-Berg III R, Kellnereirechnungen von 1750 bis 1751, S. 33
22. Wie Anm. 10: Jülich-Berg III R, Nr. 43, Kellnereirechnungen 1806 bis 1807, S. 2
23. Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Depositum Nesselrode, Landesakte Nr. 3
Jacobi, Günter: Altes Amtshaus, Aus der Geschichte des Amtes Steinbach zur Neueröffnung des Alten Amtshauses in Lindlar, Lindlar 2000
24. Opladen, Peter, Dr. Prof.: Das Dekanat Wipperfürth, Siegburg 1955, S. 253
25. Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Depositum Nesselrode, Landesakte Nr. 6
26. Landesarchiv Speyer, Bestand A 7, Nr. 678 - Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Großherzogtum Berg, Nr. 7745
27. In der ersten Hälfte des 14. Jh. wurden in einer Gebietseinteilung die Ämter, Kirchspiele und Honschaften gebildet. Das Kirchspiel Lindlar bestand aus den 9 Honschaften Breun, Scheel, Remshagen, Dorf, Unterhelling, Oberhelling, Stolzenbach, Ommer und Breidenbach. Diese Einteilung der Honschaften wurde in die heutigen Gemarkungen übernommen.
28. Bemerkungen des Landpastors Johann Moritz Schwager auf einer Reise durchs Bergische, 1802. Erschienen in: Huck, Gerhard und Jürgen Reulecke:und reges Leben ist überall sichtbar!, Reisen im Bergischen Land um 1800, S. 91
29. Helbeck, Gerd: Gennebreck, Ein altes Eisen- und Kohleabbaugebiet vor den Toren des Bergischen Landes. Erschienen in der Monatsbeilage des Remscheider General-Anzeigers „Die Heimat spricht zu Dir“, 36. Jahrg., August/September 1969
30. Brenner, Hans Leonhard: Die Geschichte der Kalkbrennerei in Bergisch Gladbach, Gummersbach 1992, S. 50 - Historisches Archiv Stadt Köln, St. Johann und Cordula, Akten 98, Blatt 182
31. Diese Angaben sind hauptsächlich dem vorerwähnten Buch „Die Geschichte der Kalkbrennerei in Bergisch Gladbach“ von Hans Leonhard Brenner entnommen.
32. Historisches Archiv des Erzbistums Köln, St. Severin, Urkunde Nr. 5
Lacomblet, Urkundenbuch I. Nr. 272
33. Renard, Edmund: Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Band 5, Düsseldorf 1900, S. 112
34. Gemeindearchiv Lindlar, Akte 0555
35. Kirchenarchiv St. Severin, Lindlar, Akte 634
36. Gerne danke ich Frau Inge Trott in Neuß für die hinweisende Kopie aus diesem Lexikon
37. Originalakte in der Urkundensammlung W. Breidenbach / Dr. J. Gronewald, bei G. Jacobi
38. Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Landratsamt Wipperfürth, Nr. 264
39. Bergischer Ritterzettel von 1555, zusammengestellt auf Grund amtlicher Berichte, erschienen in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Jahrgang 1893, S. 73
40. Archiv Freiherr von Fürstenberg-Herdringen, Nr. 2220
41. Jux, Dr. Anton: Das Bergische Botenamnt Gladbach, Heider-Verlag, Bergisch Gladbach, Nachdruck 1992, S. 25
42. St. Reinoldus-Steinhauergilde Lindlar, Bearbeiter Friedel Schmal: Festschrift Steinhauergilde, Lindlar 1706/1956, S. 20

43. Gemeindearchiv Lindlar, Nr. 0553
44. In den Kostenanschlägen und auch Rechnungen sind immer nur Tannenbretter, oder auch Tannenbord angegeben. Es wird sich aber wohl immer um Fichtenbretter gehandelt haben.
45. Opladen, Peter, Prof. Dr.: Das Dekanat Wipperfürth, Siegburg 1955, S. 276
46. Pfarrarchiv St. Severin, Lindlar, Akte 637, 6. März 1826
47. Pfarrarchiv St. Severin, Lindlar, Akte 637, 30. Mai 1826
48. Brenner, Hans Leonhard: Die Geschichte der Kalkbrennerei in Bergisch Gladbach, Gummersbach 1992, S. 205
49. Boecker, Robert: Leben im Dienst der Heiligen Sache, erschienen in der Kirchenzeitung Köln, 8/02 vom 22. Februar 2002, Seite 40
50. Jux, Ulrich, Prof. Dr.: Zur Geologie des Heibchtales bei Lindlar, unveröffentlichte Arbeit, angefertigt für das Bergische Freilichtmuseum in Lindlar.
51. Immobilien-Versteigerung durch Notar J. P. Melchers, Rep. Nr. 5464 vom 17. August 1860, Original bei Franz Straßer, Kopie in Sammlung G. Jacobi, beide in Heibach
52. Nehls, Alfred: Aller Reichtum lag in der Erde, Gummersbach 1993, S. 363
53. siehe Anmerkung 52, S. 363
54. Gemeindearchiv Lindlar, Nr. 0677
55. Peterhänsel, Gerhard: Zug um Zug, Die Eisenbahnen im Sülzthal und im Aggertal, erschienen in der Schriftenreihe des Geschichtsvereins für die Gemeinde Rösrath und Umgebung e. V., 15. Band, 6/86
56. Zweitrümmig ist die bergmännische Bezeichnung für zwei Teile eines Ganzen; nach Nehls, S.412
57. Dorfchronik Linde, herausgegeben von: 125 Jahre Kirchenchor St. Cäcilia und 75 Jahre St. Sebastianus-Schützenbruderschaft, April 1996, S. 105



*Der fertig gestellte Kalkofen -
mit Blick auf die mit Holz gefüllte
Brennkammer und das darüberliegende
unverschaltete Gewölbe -
im Museumsgelände*

Ein fast vergessenes Handwerk

Kalkbrennen im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar

von Petra Dittmar und Bernd Dues

Bis ins 19. Jahrhundert verstanden es die Bewohner des Bergischen Landes einen Kalkofen einzurichten und Kalk zu brennen. Heute sind diese Fähigkeiten und das Wissen um das Kalkbrennen beinahe ganz verloren gegangen. Gründe genug, diese Tradition im Bergischen Freilichtmuseum wieder aufleben zu lassen.

In Zusammenarbeit mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege, Außenstelle Overath, errichtete das Museum einen Kalkbrennofen. Wir danken Dr. Michael Gechter und Christian Schwadroh für die tatkräftige Unterstützung bei der Durchführung des Projektes. Vorbild für den Ofen war der vor einigen Jahren ausgegrabene Kalkofen in Marienheide-Himmerkusen. Zahlreiche Flurnamen des Bergischen Landes belegen die kalkreiche Vergangenheit dieser Region. Bergisch Gladbach war ein Zentrum der Kalkbrenner; Ortsnamen wie Kalkofen geben direkte Hinweise auf die regionalen Bezüge dieses Handwerks.

Früher ist Kalk das wichtigste Rohmaterial zur Herstellung von Mörtel und Kalkputz gewesen. Kalk fand in der Weißgerberei, der Glas- und Keramikherstellung, als Heilmittel, bei der Seifenherstellung, als Konservierungs- und Desinfektionsmittel Verwendung. Gelöschter Kalk wurde als Düngemittel, zur Herstellung von Wandfarben oder als Frostschutzmittel für Obstbäume genutzt. Zudem ist er ein ideales Desinfektionsmittel, das regelmäßige Streichen der Ställe und die Abdeckung von Misthaufen mit gelöschtem Kalk sind Zeugnisse dafür. In der Volksheilkunde finden sich Belege über die Anwendung von Kalkwasser bei äußerlichen Wunden und Verletzungen. In der Hauswirtschaft konservierte man Eier durch Einlegen in Kalkwasser. Darüber

hinaus wird Kalk in der chemischen Industrie und der industriellen Herstellung von Nahrungsmitteln eingesetzt. Besonders erwähnenswert ist der Einsatz von Kalk für den Umweltschutz. Die Waldschäden des sauren Regens werden durch Kalkdüngungen neutralisiert und bei der Energieerzeugung sorgt Kalk durch die Rauchgasentschwefelung für eine saubere Umwelt.

Als Standort für den Kalkofen im Bergischen Freilichtmuseum wurde der Hang oberhalb des Mühlteichs und der Brücke Untersülz gewählt. Der Standort war dort besonders geeignet, weil der Boden aus fast steinfreiem Lehm besteht und durch die westliche Lage eventuelle Emissionen keine Belästigungen verursachten. Der Ofen hat einen Innendurchmesser von 1,50 m und eine Höhe von 2,50 m. Innen ist er aufgrund der Feuerwiderstandsfähigkeit mit einem Mauerwerk aus Lehmsteinen versehen. Gegen die Witterungseinflüsse schützt ihn ein Regendach.

Nach wochenlangen intensiven und schweißtreibenden Arbeiten bei der Errichtung des Kalkofens und dem Setzen des unverschalten Gewölbes konnte der Brennvorgang beginnen. Der Ofen war gefüllt mit ca. 4 Kubikmetern kindskopfgroßen Kalksteinen, für das Gewölbe waren ca. 2 Kubikmeter plattiges Material Kalkstein gesetzt worden. Dem Gewölbe kommt die tragende Kraft zu, lastet auf ihm das gesamte Gewicht der Steine. Abgedeckt war der Ofen mit Kalkmörtel, umrandet von einer Reisigschicht und Dachpfannen, damit die Hitze während des Brennvorgangs besser reguliert werden kann. Ein Kochtopf diente dabei zur Temperaturmessung.

In aller Frühe am 2. Juli 2002 waren etliche Zuschauer zum Kalkofen gekommen, um der Premiere des Kalkbrennens beizuwohnen.

Dr. Michael Gechter entzündete das Feuer. Bereits nach kurzer Zeit zogen die ersten Schwaden des entweichenden Wassers über das Lingenbacher Tal. Nach einigen Stunden konnte man verfolgen wie die Steine anfangen zu schwitzen, ein regelmäßiges Klackern der Steine gab eindeutige Hinweise auf die chemischen Reaktionen der Kalksteine.

Zahlreiche Pressevertreter und Mitglieder des Bundesverbandes der Kalkindustrie ließen sich diese Handwerksdemonstration nicht entgehen. Alle Anwesenden blickten

fasziniert in die feuerrote Brennkammer, die sog. Hölle. Selbst aus Niederbayern waren Kalkinteressierte angereist, um diesem einmaligen Schauspiel beizuwohnen. Wir möchten uns bei dem Bundesverband der Kalkindustrie, insbesondere dem Geschäftsführer Herrn von Landsberg, der das Projekt mit großen Engagement unterstützte und der Fa. Schäfer Kalk aus Diez an der Lahn bedanken. Die Fa. Schäfer Kalk scheute keine Kosten und Mühen um zweimal nach Lindlar anzureisen und uns mit dem geeigneten Kalkmaterial zu versorgen.



Aufsteigender Wasserdampf

Der Kreislauf des Kalkes

Durch die enorme Hitze beim Brand entweicht das Kohlendioxid - die Kohlensäure - dabei werden die Steine „entsäuert“. Der gebrannte Kalk wird mit Wasser gelöscht, der so entstandene Kalkbrei wird in einer luftdichten Lösch-

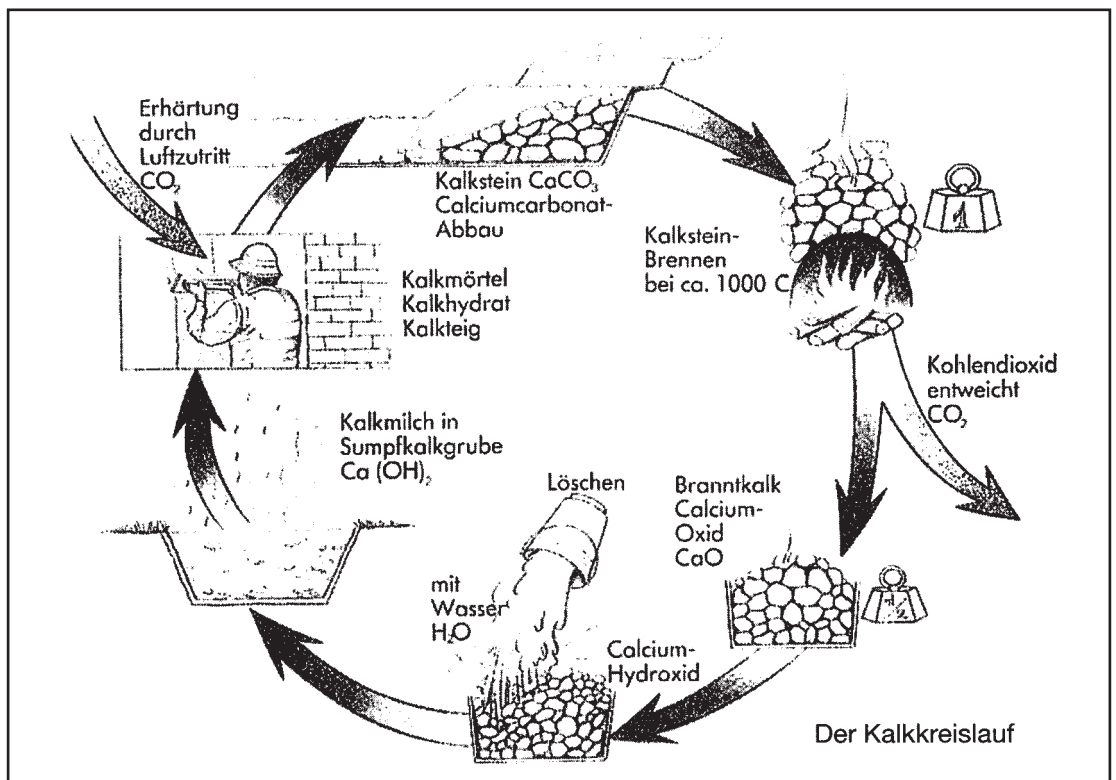
grube gelagert. Bei der Verwendung als Mörtel- oder Putzmaterial nimmt der Löschkalk wieder Luft und Kohlenstoff auf, es kommt dabei zur Bildung von hartem Kalk, der Gebäude vor Feuchtigkeit schützt.

Während des Brennvorgangs wurden über 7 Festmeter Holz verbraucht. Die Feuerung des Ofens erfolgte durch ein Schürloch. Bei dem Brennvorgang wurden die Steine auf über 1000 Grad erhitzt. Damit der Ofen dem Druck des Füllmaterials stand hält war der Ofen direkt in den Hang gebaut worden. Zum Brennen wurde ausschließlich Holz verwendet, um so schwefelfreien Kalk zu erhalten. Dieser bildet nach einigen Jahren bei entsprechender Lagerung die Grundlage von Kalkmilchfarben. Restauratoren und Maler benötigen dieses Material für ihre Arbeit an



*Blick in die „Hölle“
die Brennkammer des Kalkofens*

Der Kalkkreislauf - Illustration aus: Der Holzmagel. Heft 2, April/März 1998, S. 35



den Museumsgebäuden. Nach 12 Stunden leuchtete auch die oberste Schicht der Kalksteine feuerrot. Das Wasser im Kochtopf näherte sich dem Siedepunkt. Es traten jedoch auch erste Probleme auf. Das Gewölbe hielt der enormen Hitzeentwicklung im Kalkofen nicht mehr stand und gab in kleinen Schritten immer mehr nach. Nach einer intensiven Einheizung des Ofens, brach das Gewölbe in sich zusammen. Eine weitere Feuerung war nicht mehr möglich. Die Abdeckung des Ofens verhinderte ein zu schnelles Auskühlen der Steine. Nach dem Brand kühlte der Ofen ca. 2 Tage aus, erst dann wurde gelöscht. Die ausgekühlten Steine besaßen nur noch ca. 44% des Gewichts und ca. 90% des ursprünglichen Volumens.

Beim Ausräumen des Ofens kam die ganze Tragweite des abgebrochenen Brennvorgangs zu Tage. Etliche Steine waren nicht komplett durchgebrannt, lediglich der äußere Mantel löste sich beim Löschen des Kalkes auf. Dies tat aber der Vorführung des Kalklöschens beim Dampf- und Treckertreffen keinen Abbruch. Unter Wahrung des Sicherheitsabstandes verfolgten die Besucher interessiert den Prozess des Kalklöschens. Die gebrannten Steine wurden in eine kleine Löschwanne gelegt, dann sehr vorsichtig mit Wasser begossen. Die Steine begannen zu brodeln und zu zischen, es entstand kurzfristig eine Temperatur von bis zu 100 Grad und langsam zerfielen die Steine unter der Wassereinwirkung - fertig war der Löschkalk.

Ergänzend zu der Handwerksdemonstration präsentierte das Museum in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband der Kalkindustrie eine sehr facettenreiche Ausstellung zum Thema Kalknutzung und Kalkbrennen im Bergischen Land. Zahlreiche Besucher informierten sich über die Vielfältigkeit des Einsatzes von Kalk in Geschichte und Gegenwart.

Auf Grund der insgesamt positiven Erfahrungen mit dem ersten Brennen von Kalk wird das Bergische Freilichtmuseum im nächsten Jahr wieder Kalk brennen. Vom 1.-6.7.2003 findet im Museum eine Brennwoche „Kohle, Kalk und Korn“ statt. Ein umfangreiches Begleitprogramm wird die Veranstaltung ergänzen.

Weiterführende Literatur:

Brenner, Hans L.: Die Geschichte der Kalkbrennerei in Bergisch-Gladbach. Gummersbach 1992

Gessler, Karin: Heiße Steine. Kalkbrennen nach alter Art. In: Schönes Schwaben, Heft 1, Januar 2001, S. 4-9

Habermas, Ernst: Die Entwicklung der oberbergischen Steinbruchindustrie. Gummersbach 1925

Heil, Christoph: Herstellen von Holzgebranntem Kalk in einem historischen Kalkofen in Dietershausen bei Fulda. Hrsg. v. Umweltzentrum Fulda e.V., Fulda 1997

Kasig, Werner: Zur Geschichte der deutschen Kalkindustrie und ihrer Organisation: Forschungsbericht von W. Kasig und B. Weiskorn. Hrsg. v. Bundesverband der Deutschen Kalkindustrie e.V., Düsseldorf 1992

Kurszentrum Ballenberg Heimatwerk (Hrsg.): Kalkbrennen. Handwerk Heft 2/2001

Traditionelles Kalkbrennen in der Rhön. In: Der Holznagel, Heft 2, März/April 1998, S. 33-35

„Volldampf voraus“

Drittes internationales Dampf- und Treckertreffen im Bergischen Freilichtmuseum

von Petra Dittmar

„Volldampf voraus“ war das Museumsmotto am 6. und 7. Juli 2002. Alle zwei Jahre präsentiert sich das Bergische Freilichtmuseum für wenige Tage in einem ganz anderen Licht. Es tuckerte und qualmte unablässig, gelegentlich ertönte ein schrilles Pfeifen, man sah viele Besucherinnen und Besucher mit staunenden und glänzenden Augen über das Museumsgelände schlendern.

Bereits bei der Anfahrt zum Museumsgelände machte ein Strohtrecker auf die Veranstaltung aufmerksam. Bei dem Fest gab es viel zu entdecken und zu bestaunen. Fahrbare Dampfmaschinen, fahrbare und stationäre Dampfmodelle, Stationärmotoren sowie über 200 Traktoren und Unimogs. Zwei Ausstellungen, Vorführungen der Maschinen, historische Filme sowie Vorträge zum Thema Landwirtschaft und Dampfkraft.

Das Dampf- und Treckertreffen eröffnete am Samstag Dr. Jürgen Wilhelm, Stellvertreter der Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland. Grußworte richtete Dr. Jürgen Laege vom Freundeskreis Straßendampf e.V. an das zahlreiche Publikum.

„Volldampf voraus“ fand auch in diesem Jahr in Kooperation mit dem „Treckerclub Müllentbach e.V.“ statt. Der Treckerclub unterstützte das Museum tatkräftig bei der Durchführung und Organisation der Veranstaltung: Insbesondere bei der Anmeldung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, der Aufstellung der Traktoren sowie bei der Durchführung und Moderation des Treckerkorsos. Die Vereinsmitglieder schluckten auch jede Menge Staub und Ruß. Unermüdlich wurde der vereinseigene Steinbrecher mit Steinen gefüllt, die das imposante Gerät in kieselgroße Steine zerkleinerte. Angetrieben mittels der museumseigenen Lanz-Lokomotive von 1907

konnten so einige Zentner Steine zermahlen werden. Der Transport des Materials erfolgte mit der Feldbahn Emma, die besonders die jungen Gäste „entzückte“.

Die unterschiedlichen Dampftriebe boten den Besuchern ein interessantes Spektrum über die Vielfältigkeit der früheren Nutzung der Dampfkraft. Viele Gartenbesitzer wünschten sich auch heute noch eine große Arbeitserleichterung durch den Einsatz eines Buschholzhackers, der in Sekundenschnelle das Buschholz kleinhäckselt. Angetrieben wurde dieses seltene Gerät durch eine *Badenia-Lokomotive*, Baujahr 1923, aus dem Museum Großauheim in Südhessen. In gesichertem Abstand verfolgten die Besucher die Arbeitskraft des Holzspalters: In ruhigen, gleichmäßigen Arbeitsvorgängen ließ es den großen Holzstücken keine Chance. Die Arbeit an diesem gewaltigen Gerät erfordert eine besondere Aufmerksamkeit. Ursprünglich stammt der Holzspalter aus dem Westerwald. Dort war er für das Spalten der enormen Holzmengen, die für den Brand der Ton- und Keramikwaren benötigt wurden, im Einsatz. Die Holzbearbeitungsgeräte sind im Besitz des Fördervereins Dampfmaschinenmuseum e.V. aus Großauheim, der „Dampfenthusiast“ Hans-Werner Dörich war mit zwei Museumskollegen an beiden Tagen schwer in Aktion.

Das Sägegatter stand an beiden Tagen ebenfalls unter Dampf, der Dampftraktor des Niederländers Henk van der Wal lieferte unentwegt die Energie zum Holzsägen. Diese knapp 100 Jahre alte Maschine wurde von der englischen Landmaschinenfabrik *Ransomes, Sims & Jefferies* gebaut.

Stauend blieb das Publikum vor der *Showmans Engine der Fa. Garrett* aus dem Jahr 1913



Treckerparade (Foto: Ströter)

Museumsdirektor Hans Haas bei der Überreichung der Urkunde und Medaille für die erfolgreiche Teilnahme am Treckerkorso.





Unter den Augen des Bürgermeisters der Gemeinde Lindlar, Konrad Heimes (5. v. r.), zeigt der Holzspalter seine ganze Energie. (Foto: Ströter)

*Treffen von Dampffreunden
- Michael Jumpertz (li), Eddie
Brouwer und Anita Collin im
Gespräch. Die jungen Gäste
freuen sich über eine
besondere Museumsfahrt auf
der Ladefläche des Modells
eines Dampf-LKWs. Erbauer
und Eigentümer der Maschine
ist der langjährige, ehemalige
Mitarbeiter des Bergischen
Freilichtmuseums, Michael
Jumpertz.
(Foto: Dr. Juergen Laege,
Haltern)*



stehen. Diese in stundenlanger Handarbeit von der niederländischen Besitzerfamilie Linders immer auf Hochglanz polierte Maschine versetzte die Besucher in eine nostalgische Kirchestimmung. Maschinen dieser Art dienten zum Transport und zum Antrieb von Karussells. Die *Showmans* verfügt über einen Generator mit dem Strom erzeugt werden kann. Diese Energie wurde genutzt, um die vielen kleiner Lichter der Showmans zum Leuchten zu bringen. Eindrucksvoll erlebten dies die Besucher des abendlichen Treckerballes. Nach Einbruch der Dunkelheit stand die Maschine vor dem Biergarten am Lingenbacher Hof und leuchtete in die Nacht. Unter dem leisen Tuckern der Maschine und einem gelegentlichen „Dampfablassen“ blieb so viel Gelegenheit für Unterhaltungen und Fachgespräche jeglicher Art.

Familie Linders war noch mit einer weiteren Attraktion angereist, ein *Fowler* Dampftraktor aus dem Jahr 1931, der auch seine Runden über das Museumsgelände zog. Im Besitz der Familie ist ebenfalls die noch elektrisch angetriebene Musikorgel, die für die musikalische Untermalung des Festes sorgte. Momentan wird daran gearbeitet, die Orgel „unter Dampf“ zu setzen.

Die Scheune Denklingen stand bei der Veranstaltung erstmals als Ausstellungsfläche zur Verfügung. Diese wurde genutzt, um ein besonderes Highlight zu präsentieren. Die Ausstellung einzigartiger historischer Modelle von Dampfmaschinen und Traktoren des Ungarischen Landwirtschaftsmuseums aus Budapest. Der Museumsdirektor Dr. György Fehér war Ehrengast des Dampf- und Treckertreffens und mit weiteren ungarischen Gästen extra für die Veranstaltung aus Budapest angereist. Die fortlaufende Präsentation von interessanten und kurzweiligen Filmen und Vorträgen in der Scheune Denklingen bot dem Publikum die Möglichkeit, sich in ruhigerer Atmosphäre mit den Themen „Dampftechnik, Traktoren und Landwirtschaft“ zu beschäftigen.

Über die verschiedenen Baugruppen des Museums verteilt stellten 15 Modellbauer aus der gesamten Bundesrepublik und den Niederlanden insgesamt über 100 Modelle ganz unterschiedlicher Dampfmaschinen vor. Sie erklärten mit viel Geduld und Begeisterung, die oftmals in jahrelanger Kleinarbeit selbstgebauten Maschinen. Besonderer Blickfang der Veranstaltung waren immer wieder die fahrbaren Modelle, die unentwegt durch das Museumsgelände „dampften“. Diese maßstabsgetreuen Modelle vermittelten sehr anschaulich die Funktionsweise der Maschinen.

Großes Interesse weckten die Vorführungen der Mitarbeiter des Deutschen Feuerwehrmuseums aus Fulda. Die Dampfspritze aus dem Jahr 1903 hat eine Förderleistung von bis 2.400 l Wasser pro Minute. Allerdings muss dazu der Kessel jeweils eine halbe Stunde vorher eingheizt werden, also nicht geeignet für einen spontanen Löschzug.

Neben den Dampfmaschinen und -modellen waren die Besucher immer wieder von der Vielzahl und Vielfalt der Traktoren begeistert. An der diesjährigen Veranstaltung beteiligten sich ca. 200 Traktoren sowie ca. 20 Unimogs. Ihre Besitzer scheuten keine Kosten und Mühen, um auch aus größeren Entfernungen nach Lindlar anzureisen. Einige der Teilnehmer waren dabei bis zu 4 Stunden durch das Bergische Land oder das Rheinland unterwegs. Andere kamen stilecht im 1950er Jahre Design, gesichtet wurden dabei Original Kleidung, Wohn- und Bauwagen und etliche Dekorationsstücke aus dieser Zeit.

Höhepunkt für die Traktorenfreunde war der Treckerkorso am Sonntag, an dem über 130 Traktoren, Bulldogs und Unimogs teilnahmen. Herr Kemper vom Treckerclub Müllenbach moderierte den Korso, der durch das Museumsgelände führte. Jede Teilnehmerin und Teilnehmer erhielt eine stattliche Erinnerungsplakette sowie eine Urkunde aus den Händen des Museumsdirektors Hans Haas. Zum Abschluss drehten

die fahrbaren Dampfmaschinen noch eine Runde vor dem Lingenbacher Hof. Fachkundige Erläuterungen dazu gab Dr. Jürgen Laege vom Freundeskreis Straßendampf e.V. Zahlreiche Verkaufs- und Informationsstände ließen genug Zeit und Raum, um sich über Fachfragen der Restaurierung der „alten Schätzchen“ zu informieren oder luden zum stöbern ein. Für die jungen Gäste war ein museumspädagogisches Programm erarbeitet worden. Ob die Herstellung von Lokomotiven aus Stroh, das Malen mit Kalkfarben oder das Dampfquiz, es gab zahlreiche Möglichkeiten selbständig bzw. unter fachgerechter Anleitung kreativ zu werden. Das Fahren mit Dampfmaschinen hautnah selber erleben konnten die jungen Besucher auf der Dampfisenbahn, die unentwegt ihre Kreise zog oder auf den Rücksitzen der zahlreichen Modelle, die in gemütlichem Tempo mit durch das Museumsgelände dampften.

Die kulinarische Verpflegung stand ebenfalls unter dem Dampfemotto, so konnten die Gäste der Museumsgaststätte sich an Dampfnudeln oder dem Treckerulasch satt essen.

Viele Besucher hielten sich den ganzen Tag über im Gelände auf, gab es doch viel zu entdecken und zu bestaunen. Großes Interesse und reger Zulauf herrschte am neu errichteten Kalkofen. Erstmals war im Bergischen Freilichtmuseum in der Woche vor der Veranstaltung Kalk gebrannt worden. Die Besucher verfolgten die Demonstration des Kalklöschens.

Das Dampf und Treckertreffen im Bergischen Freilichtmuseum etabliert sich zunehmend in der Reihe der nationalen und internationalen Treffen der Dampf- und Treckerfreunde. Im Wechsel mit dem Museum findet im Frühjahr 2003 das Traktorentreffen in Müllenbach statt.

*Henk van der Wal aus den Niederlanden erkundet mit seinem Dampftraktor "Helen" das Museumsgelände.
(Foto: Dr. Juergen Laege, Haltern)*





Bei der Übergabe vor der Gaststätte Römer: v.l.n.r.: Museumsdirektor Hans Haas, Landesdirektor Udo Molsberger, Museumsleiter Thomas Köppen, Museumsdirektor Dr. Helmut Gold, stellv. Kuratorin Susanne Boomkamp-Dahmen. (Fotos: Ströter)



Zur Einweihung einer neuen Kutsche ist im Bergischen Land ein guter Korn obligatorisch.

Mit Warndreieck, Heizung und Lautsprecheranlage

– die neue Postkutsche des Bergischen Freilichtmuseums auf Jungfernfahrt –

von Thomas Trappe

Bislang war sie im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar immer eine Attraktion für Jung und Alt: Die Kaiserlich-Deutsche Postkutsche. Als Nachbildung aus dem Jahre 1939 kam sie als befristete Leihgabe des Museums für Post und Kommunikation in Frankfurt nach Lindlar.

Die damalige Verwaltungsspitze unter Landesdirektor Ferdinand Esser und Erster Landesrat Udo Molsberger entschied, dass dieser sehr wichtige und attraktive Werbeträger für das Bergische Freilichtmuseum erhalten bleiben sollte und deshalb vor der Rückgabe der Leihgabe durch einen weiteren Nachbau ersetzt werden sollte.

Das Bergische Freilichtmuseums gab daraufhin einen Nachbau der Kutsche in Polen in Auftrag. Die BPW, Bergische Achsenfabrik der Gebr. Kotz stiftete dafür die Achsen.

Nach 12 Monaten Arbeit hat die Firma Bogajewicz aus Pniewy bei Posen (Polen) eine einzigartige Leistung erbracht und im wahrsten Sinne des Wortes ein Glanzstück geliefert. Mit zahlreichen liebevoll gestalteten Details steht die neue Kutsche ihrer Vorgängerin in nichts nach. Zusätzlich wurde die Kutsche mit unauffälliger moderner Technik wie Heizung und Lautsprecheranlage versehen. Die Erfahrung zeigt, dass dies für den Betrieb notwendig ist. Wie alle Fahrzeuge in Deutschland führt die Kutsche vorschriftsmäßig einen Verbandskasten und ein Warndreieck mit sich.

Am 23. Juli 2002 konnte die neue Postkutsche endlich auf Jungfernfahrt gehen. Die ersten Passagiere konnten sich dabei von der Fahrtüchtigkeit der Kutsche überzeugen. Mit von der Partie waren: Landesdirektor

Udo Molsberger, Thomas Köppen, Leiter des Museums Achse, Rad und Wagen der BPW Bergische Achsen KG, Susanne Boomkamp-Dahmen, stellvertretende Kuratorin der Museumsstiftung Post und Telekommunikation sowie Dr. Helmut Gold, Direktor des Museums für Kommunikation Frankfurt und Hans Haas, Direktor des Bergischen Freilichtmuseums.

Am Lingenbacher Hof endete die Jungfernfahrt der neuen Kutsche, wo bereits die geliehene Kutsche des Museums für Post und Kommunikation auf ihre Übergabe wartete. Vor der historischen Fuhrmannskneipe Römer aus Wuppertal Ronsdorf gab Landesdirektor Molsberger die geliehene Kutsche offiziell an die Vertreter der Museumsstiftung Post und Telekommunikation zurück. Als Dankeschön für die jahrzehntelange kostenlose Ausleihe überreichte er Susanne Boomkamp-Dahmen und Dr. Helmut Gold je einen Korb mit Naturprodukten aus dem Bergischen Freilichtmuseum. Auch Thomas Köppen erhielt einen Korb für die Stiftung der Achsen. Zum Ausklang gab es für alle Beteiligten nach alter Fuhrmannssitte einen Bergischen Korn.

AIMA – Generalkonferenz und Kongress CIMA XIII

24. bis 28. September 2001 in Lindlar / Deutschland

von Petra Dittmar

Unter dem Thema „*Von der Natur zur Kulturlandschaft. Die Darstellung von Mensch und Natur im Museum*“ stand der diesjährige Kongress der AIMA (Association Internationale des Musées d’Agriculture), die Internationale Vereinigung der Agrar- und Freilichtmuseen. Das Thema Kulturlandschaft steht in engem Zusammenhang zum Tagungsort, dem Bergischen Freilichtmuseum für Ökologie und bäuerlich-handwerkliche Kultur in Lindlar, einer Einrichtung des Landschaftsverbandes Rheinland. Das Museum dokumentiert in besonderer Weise die Rolle, die der Mensch bei der Formung von Natur und Gestaltung der Landschaft gespielt hat.

Für einige Tage herrschte in Lindlar internationales Flair. Über 50 Museumsfachleute aus 14 Nationen trafen sich vom 24. bis zum 28. September 2001 im Bergischen Land. Eröffnet wurde die Veranstaltung vom Präsidenten der AIMA, Dipl. Ing. Hans Haas, Leiter des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar. Er wies auf die Bedeutung und Verantwortung der Agrar- und Freilichtmuseen hin, die Rolle des Menschen bei der Zerstörung der Natur sichtbar zu machen und Besucher dazu anzuregen, die eigene Umwelt natürlich und ökologisch sinnvoll zu gestalten.

Dr. Klaus-Dieter Kleefeld führte in seinem Eröffnungsvortrag „Was ist Kulturlandschaft“ in das Tagungsthema ein. Er erläuterte anhand von Beispielen aus Nordrhein-Westfalen den Wandel der Kulturlandschaften und stellte Projekte vor, die sich diesem Thema widmen. In enger Kombination stand dabei auch die Arbeit des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege e.V., deren kulturlandschaftlichen Tätigkeiten und Projekte Dr. Norbert

Heinen und Dr. Thomas Otten vorstellten. Vervollständigt wurde der Einführungsvormittag durch den Beitrag von Pater Dr. Hermann-Josef Roth, der die Kulturlandschaftsnutzung und -prägung der Zisterzienser in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellte. Die Beiträge des ersten Vormittags standen in enger Verbindung zum Projekt „Heisterbacher Tal“, das den Tagungsteilnehmern und Teilnehmerinnen auch vor Ort im Siebengebirge erläutert wurde. Für die ehemalige Zisterzienserabtei Heisterbach wurde 2001 ein kulturlandschaftliches Konzept entwickelt. Ziel ist es, die werterhaltende Nutzung und Bewahrung einer herausragenden Kulturlandschaft zu dokumentieren.

Am Nachmittag erläuterten Beiträge aus Ungarn, Kanada, USA, Deutschland und Schweden anschaulich den internationalen Forschungsstand. Die Teilnehmer gewannen einen sehr interessanten Einblick in die Projekte der unterschiedlichen Museen. Von der Prägung der Kulturlandschaft durch den Tabakanbau in den Südstaaten der USA bis hin zur Vorstellung der Arbeit der „Nordischen Genbanken“ - ein interdisziplinäres Projekt bei dem das schwedische Landwirtschaftsmuseum maßgeblich beteiligt ist.

Internationales Flair setzte sich am nächsten Tag fort. Wie schon an den vorangegangenen Tagen wurden die Beiträge mehrsprachig simultan übersetzt. So berichtete u.a. Prof. Edward Hawes (USA) über den Zusammenhang von Landschaftspflege und Tierhaltungen. Dr. Henryk Nowacki (Polen) erläuterte in seinen Ausführungen die enge Verknüpfung von Natur, Mensch und Kulturbeziehungen und wählte die dörfliche Landschaft als Spiegelbild dieser Entwicklungen. In Vorbereitung für den Besuch des Bergischen



Internationales Flair im Innenhof von Schloss Heiligenhoven. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der AIMA-Tagung genießen beim Fototermin das milde Herbstwetter im Bergischen Land.

Freilichtmuseums referierten Museumsleitung sowie Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen über die Konzeption und didaktische Vermittlung, die wiederhergestellte Kulturlandschaft und Ergebnisse der Bauforschung. Im Anschluss daran, folgte der Besuch des Museums, bei dem die Teilnehmer und Teilnehmerinnen einen detaillierten Einblick in die praktische Museumsarbeit erhielten.

Weitere Referate nahmen sich der historischen Nutzung von Kulturlandschaften an wie der Beitrag von *Prof. Hisashi Horio*, der über tradierte Wassergewinnungssysteme in asiatischen Ländern berichtete oder *Dr. Theo Gantner* (Schweiz) der Vergils *Georgica* (29 v. Chr.), das „Lehrbuch“ der Landwirtschaft in Bezug zum Thema Kulturlandschaft setzte.

Neben den Referaten lernten die Teilnehmer zahlreiche museale Einrichtungen der Region kennen, so das Museum „Achse, Rad und Wagen“ in Wiehl, das „Museum des Oberbergischen Kreises“ auf Schloss Homberg in Nümbrecht und das „Rheinische Freilichtmuseum Kommern“.

Den Abschluss der erfolgreichen Tagung bildete die Generalversammlung der AIMA. Neuer Präsident ist der Direktor des Walachischen Freilichtmuseums in Roznov pod Radhostem (Tschechien), *Dr. Vitezslav Koukal*. Dort wird die nächste AIMA – Generalversammlung und der Kongress CIMA XIV im Jahr 2004 stattfinden. Die über 30 Tagungsbeiträge werden in der Publikationsreihe der AIMA, der AMA (*Actae Museumum Agriculturae*) erscheinen.



Budapest, Blick vom Gelért-hegy nach Norden

Tápiószentmárton, Reitvorführungen



Landwirtschaft im Land der Magyaren

Jahresausflug des Fördervereins des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar

Text und Fotos: Erhard Nagel

Auch in diesem Jahr ist es gelungen eine reizvolle und interessante Exkursion durchzuführen. Die Reiseziele lagen diesmal in Ungarn: Das Ungarische Landwirtschaftliche Museum in Budapest und das Kincsem-Museum in Tápiószentmárton am Rande der Puszta. Für alle überraschend wurde noch ein drittes Reiseziel angesteuert: Der Nationale Historische Gedenkpark von Ópusztaszer nördlich von Szeged.

Das Nationale Landwirtschaftliche Museum ist in der ab der Abenddämmerung angestrahlt, wie einem Märchen entsprungenen Burg Vajdahunyad auf der Széchenyi-Insel untergebracht. Das Gebäude vereint 1000 Jahre ungarische Architektur-Geschichte. Die Sammlungen des Museums sind noch umfangreicher als man es bei einem nationalen Museum erwartet. Das Museum bewahrt die größte landwirtschaftliche Sammlung in Europa.

Museumsdirektor Dr. György Fehér ließ es sich nicht nehmen die Besucher aus Lindlar am Abend zu einem festlichen Mahl im Rittersaal „seines“ Schlosses einzuladen. Neben Museum und Schloss kam die Stadt Budapest nicht zu kurz. Eine Stadtrundfahrt machte Lust auf mehr und gleich zwei Mal, am Országház (Parlament) und in einer Tscharda, traf man auf andere Rheinländer: die CDU-Fraktion der Landschaftsversammlung.

Klein und übersichtlich ist das Kincsem-Museum in Tápiószentmárton. Es gedenkt der unbesiegt ungarischen Stute Kincsem und zeigt in einen Überblick die Pferdezucht in Ungarn. Es liegt in einem gleichnamigen Reiterpark mit einem Hotel und weiteren Ferieneinrichtungen.

Der Bürgermeister, Herr Todt Janos, machte mit den Gästen aus Lindlar eine Gemeinderundfahrt und im Rahmenprogramm gab es viel Folklore. Die Folkloregruppen aus Tápiószentmárton haben schon mehrfach im Bergischen Freilichtmuseum eine ungarische Woche gestaltet. Natürlich fuhr man auch mit

dem Pferdewagen in die Puszta hinaus, traf auf die berühmten Graurindherden, besuchte eine Hofanlage, auf der alte Nutztierassen erhalten werden und erfreute sich an den Reitvorführungen der Hirten.

Ópusztaszer, der nationale Gedenkpark 30 km nördlich von Szeged ist ein Freilichtmuseum mit ethnografischen, agrar- und kulturgeschichtlichen Ausstellungsbereichen. In den Vordergrund rückt aber die nationale ungarische Geschichte, denn am Ort des Museums hielten die Stämme der landnehmenden Ungarn ihre erste Landesversammlung ab. Ein gigantisches Historama veranschaulicht fast plastisch die Eroberung des Landes durch die Ungarn.

Den Organisatoren der Reise war es wieder einmal gelungen, die Besichtigungen der Museen so mit einem landestypischen Rahmenprogramm zu ergänzen, dass die Teilnehmer sich fast wie im Urlaub fühlten.

Ópusztaszer, Ausstellungsdetail



Keppeler Kenger

Belauscht von Sibilla Müller

I

Dat Fränzchen, en kleene Keppler Jong,
Dä hat für alles Jescheck on Fasson,
On wat em sing Mutter ens emool jeliert,
dat wuet och vam Fränzchen usjeführt.

Su koom hä ens usm Jeschäft op de Stross,
Hat en Körfchen voll Saachen on och noch en Bloss,
Fan feenz kom dr Herr Pastur op en ahn -
Do wuet doch verläjen dr kleene Mann.

Sing Mutter, de hat en nämlich jeliert,
Dem jüss du en Hängchen, we et sich jehüet,
„Och“, dät dä Kleen „wat sall ech nu maachen
on wo lossen ech jetzt essulang ming Saachen?

Doch de Verläjenheet hat nit lang jeduert:
Janz treuherzig hä den Pasturen anlurt
Ohn sät „Pastur, pack de Bloss ens met ahn,
Dat ech dir e Hängchen jevven kann“.

II

En Mutter dät vam Chrestkenk verzällen
On frot dröm ehr Kleen „wat wells du dr bestellen?“
On öm dem Kenk jett Moot zu maachen,
Noomt se met Namen allerlei Saachen.

Dat Kleen staalt dodrop bloss immer de Frog:
„Sach, Mamma, hät dat dann et Chrestkengchen ooch?“
„Dat Christkenk hät alles“, de Mutter do sät,
„Et hät mir esujar ens en Brootwuescht brät“,
Dem Kleenen kunt mr de Verwunderung anmerken
We et sät „hant se em Himmel dann och Ferken?“

„Bergbau im Bergischen Land“

Bergbauspuren von Bensberg bis Much, von Lohmar bis Engelskirchen und Lindlar werden im neuen Band der Schriftenreihe des Geschichtsvereins Rösrath dargestellt, der soeben erschienen ist: 300 Seiten stark, illustriert durch 145 Abbildungen, darunter eine Reihe von Skizzen und Karten. Wer weiß, wie zahlreich die Spuren des Bergbaus im Bergischen Land sind, kann sich vorstellen, dass in einem solchen Band nur wenige Beispiele dargestellt werden können.

Besonders hoch ist der Anteil der Beiträge, die aus archäologischer Sicht das Thema „Bergbau“ aufgreifen. Die größte Überraschung der letzten fünf Jahre: Durch archäologische Untersuchungen auf dem Lüderich zwischen Untereschbach und Rösrath konnte nachgewiesen werden, dass römische Legionäre bereits in den ersten Jahrzehnten nach Christus, also noch vor der Gründung des römischen Kölns, im Bergischen Land nach Metallen gesucht, diese gefunden und verhüttet haben.

Drei Beiträge aus der Gemeinde Lindlar gibt es in diesem Band: „Eisenstein aus Schönenborn“ von Anne Scherer, „Vom Bergwerk zum Industriestandort“ (Bergbau am Brungerst) und „Ein alter Stollen am Paffenberg“ von Gabriele Emrich.

Die meisten Beispiele handeln von Bergbau-Aktivitäten des 18.-20. Jahrhunderts, also in einem Zeitraum, der auch im Bergischen Freilichtmuseum dargestellt wird, wenn auch bezogen auf die bäuerlich-handwerkliche Kultur. So dürfte der Band eine wertvolle Ergänzung der „Bergischen Literatur“ werden.

(Erhältlich im Museumsladen oder bei Geschichtsverein Rösrath, Postfach 1329, 51494 Rösrath, Tel. 02205-84636, Web: www.gv-roesrath.de - Preis: 12,- €)



Mit dem Bagger in die Römerzeit . . .



Europäische Woche in Lindlar: Engländer und Kroaten musizieren im Bergischen Freilichtmuseum

Städtepartnerschaft heißt für die Lindlarer Bürger mehr als Tourismus, und so brachten die Freunde aus England und Kroatien zur Europäischen Woche anlässlich zweier Jubiläen ein Stück "ihrer Kultur" nach Lindlar mit: Eine Ausstellung der kroatischen Künstlervereinigung aus der dalmatinischen Partnerstadt Kaštela, präsentierte u.a. in Schloss Heiligenhoven, Musiker und Tänzer von der Adria und die Celtic-Folkband „Beltaine“ aus der englischen Partnerstadt Shaftesbury. Mehrfach traten diese Gruppen auch im Bergischen Freilichtmuseum auf: beim Eröffnungsabend der Europäischen Woche auf Schloss Heiligenhoven, beim Tanz in den Mai und beim Partnerschaftsabend im Lingenbacher Hof. Jedes Mal herrschte eine bombige Stimmung: Lag es an der kulturellen Vielfalt der Darbietungen, an der Buntheit der Kostüme, an der Kommunikation in mehreren Sprachen oder an der Atmosphäre im Bergischen Freilichtmuseum? Vielleicht führte alles zusammen zum großen Erfolg in übervollen Sälen. Nicht zu vergessen: Nicht nur die ausländischen Gäste bekamen das Bergische Freilichtmuseum zu sehen, sondern auch viele Lindlarer Freunde kamen mit ihnen.

*Folklore-Tänzer
aus Kaštela auf
dem Weg zum
Lingenbacher Hof
(Foto: Luhr)*



Bei Tante Clara in den



geguckt 73)

..... Geheimnisse aus Bergischen Küchen

Das Hauptnahrungsmittel der Notzeiten in den letzten 100 Jahren, die Kartoffel, wird - in der Schale gekocht - als Pellerpel zu Suppen usw. verzehrt. Typische Bergische Beilage ist der Herringsstipp.

Im Mittelalter war das nahe Köln das Zentrum des Heringshandels im Binnenland. Somit ist der Hering bereits seit vielen Hundert Jahren auch im Bergischen ein vielgegebener Fisch, der früher meist eingesalzen angeboten wurde. Durch die vielen Fastentage, an denen der Fleischverzehr verboten war, hatte der Hering Konjunktur.

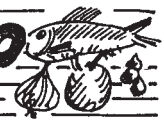
Die Art ihn in einer Stippsoße (von einstippen = eintunken) zu reichen, ist mindestens seit der Verwendung der drien (trockenen) Kartoffeln logisch.

Auch bei Clara wurden Mengen von Heringen verstift, denn sie waren preiswert. In unserer Familie hat sich die Sitte erhalten, Herringsstipp mit Erpeln und Knülls (Kartoffelkuchen) an Heiligabend (früher ein Fastentag) zu essen.



Pellerpel mit Herringsstipp

Pellkartoffeln mit eingelegten Heringen



- 4-6 Salzheringe (mit Milchher) ● ein saurer Apfel
- eine große Zwiebel ● 2-3 Eßl. gemahlene Haselnüsse
- 1/4 l saure- und 1/4 l süße Sahne ● Salz, Pfeffer
- Essig ● Salatöl ● 1-2 kg festkochende Kartoffeln

Tante Clara wässerte die Salzheringe 1-2 Tage und wechselte dabei öfters das Wasser. Am Abend vor dem Verzehr richtete sie den Stipp an, wie er erst richtig gut schmeckt, wenn er durchgezogen ist.

So vorbereitet, werden die Heringe gekocht, ausgenommen und entgrüet. Dabei wird der Milchher (männliches Fischsamen) aufgehoben, denn er wird für die Stippe benötigt. Tante Clara wusch die Filets nochmals gut ab und schnitt sie in mundgerechte Stücke. Für die Suppe schälte und zerleinete sie Apfel und Zwiebel, drückte die Milchher durch ein Haarsieb und gab dies alles mit der sauren Sahne und der süßen Sahne, den gemahlenen Haselnüssen, dem Essig und den Fischhappen in eine Glasschüssel. Alles wird gut vermischt und zum Schluß mit Pfeffer, Salz (Vorsicht!) und dem Salatöl abgeschmeckt. Zum Durchziehen wird der Herringsstipp kühl gestellt und am anderen Tag ggf. nachgewürzt.

Die Pellkartoffeln werden kurz vor dem Verzehr gekocht und heiß serviert. Dazu paßt Bier oder trockener Weißwein.

Euer Pottkieker



Besondere Gäste - besondere Ereignisse im Bergischen Freilichtmuseum in den Jahren 2001/2002

zusammengestellt von Thomas Trappe

2001

3. Okt. 2001 Tagesexkursion des Fördervereins nach Maastricht
4. Nov. 2001 Büchermarkt auf Schloss Heiligenhoven
Hier stehen wieder Schätzchen und Schnäppchen rund um das Thema Bergische, Rheinische und Deutsche Geschichte zum Verkauf oder zum Tausch. Ob Bücher zu historischen Themen, Bergische Heimatkalender, historische Postkarten, alte Landkarten bis hin zu Inflationsgeld aus den 20er Jahren, für jeden Geldbeutel ist etwas dabei.
5. Nov. 2001 Einweihung der neuen Museumsgaststätte Lingenbacher Hof
Hier ist erstmalig zu erleben, welche bergische Gemütlichkeit entstehen kann, wenn die Museumsgaststätte bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Zu den Klängen der Gruppe Lällbeck bewirbt Pächter Ernst Gurbat seine Gäste. Landesdirektor Udo Molsberger hält die Eröffnungsrede. Landrat Hans-Leo Kausemann und Bürgermeister Konrad Heimes sprechen weitere Grußworte.
- 8.-10. Nov. 2001 Fachtagung: Erhaltung alter Haustierrassen
9. Nov. 2001 St. Martin im Bergischen Freilichtmuseum
Begleitet von vielen Lichtern und Laternen zieht der heilige St. Martin durch das Gelände des Bergischen Freilichtmuseums. Hoch auf einem Rheinischen Kaltblutpferd führt er zu den Klängen des Linder Musikvereins den Martinszug an. Am Martinsfeuer genießen die Kinder Weckmänner und Kakao. Für die „Großen“ gibt es Glühwein und Würstchen.
26. Nov. 2001 Verleihung des Rheinlandtalers an Dr. Ernst Zinn
Für sein jahrelanges Engagement als Vorsitzender des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums erhält Dr. Ernst Zinn im Lingenbacher Hof den Rheinlandtaler. Überreicht wird er von Winfried Schittges MdL, dem Vorsitzenden der Landschaftsversammlung Rheinland. Um dem Museum den letzten Schliff zu verpassen, schenkt Dr. Zinn dem BFM zum Abschied eine Raubbank. Dazu stiftet er zahlreiche historische Aufnahmen aus dem Bergischen Land.

- 1.-2. Dez. 2001 Das Bergische Freilichtmuseum ist mit seiner Kaiserlich-Deutschen Postkutsche auf dem Kölner Reisemarkt vertreten
Der Reisemarkt Köln ist eine der wichtigsten Reisemessen in der Region. Die Besucher der Messe stoßen direkt im Eingangsbereich auf das Bergische Freilichtmuseum. Vor der Kaiserlich-Deutschen Postkutsche wird Info-Material und Brot aus dem Museumsgelände verteilt.
9. Dez. 2001 Nikolaus im Bergischen Freilichtmuseum
In der Baugruppe Oberlingenbach können die kleinen Besucher eine „schöne Bescherung“ erleben. Für die weihnachtliche Musik sorgt der Musikverein Lindlar-Frielingsdorf. Für die Eltern gibt es im Lingenbacher Hof Christstollen und Glühwein am Kachelofen.
- 2002**
19. Feb. 2002 Jahreshauptversammlung des Fördervereins auf Schloss Heilighoven
16. März 2002 Historische Frühjahrswanderung des Fördervereins nach Delling
31. März -
1. April 2002 Beginn der Sommersaison im Bergischen Freilichtmuseum mit vollem Museumsprogramm und zahlreichen Vorführungen
30. April 2002 Tanz in den Mai im Bergischen Freilichtmuseum
Vor der Scheune aus Denklingen spielen, singen und tanzen erstmalig dalmatinische Folkloregruppen in den Trachten ihres Landes. Die Freunde aus Kaštela in Kroatien sind Gäste der Gemeinde Lindlar. Anlass dieses Besuches ist das 15-jährige Partnerschaftsjubiläum der Stadt Kaštela und der Gemeinde Lindlar. Wie jedes Jahr wird ein Maibaum gesetzt und das Maifeuer entzündet.
12. Mai 2002 Tierkinder im Bergischen Freilichtmuseum
Das Bergische Freilichtmuseum präsentiert wieder in Zusammenarbeit mit der Archegruppe Bergisch Land die Jungtiere vom Aussterben bedrohter Haustierrassen.
29. Mai -
3. Juni 2002 Jahresexkursion des Fördervereins nach Ungarn (s. Bericht)
- 8.-9. Juni 2002 Mundarttheater im Bergischen Freilichtmuseum
Hinter der Scheune Denklingen präsentieren Josef Krämer und sein Lindlarer Theater-Ensemble ihr neues Stück: „En Kuckuck un en Verken“. In dem lustigen Mundartstück geht es um das spannende Beziehungsgeflecht zwischen dem „knötterigen“ Bauern Köbes, seiner Tochter und dem „poetisch begabten“ Knecht Kadel. Zu Verwicklungen kommt es, als die Gemeinde eine Wegesteuer erhebt. Die Regie führt Martin Schmitz.

22. Juni 2002 Johannisnacht im Bergischen Freilichtmuseum
Musik, Tanz und Geschichten in der Dämmerung. Spielerisches und Skurriles bietet die Johannisnacht im Bergischen Freilichtmuseum. Im Lichterschein der angestrahlten Gebäude gibt es Programm zum Mitmachen bis der Morgen graut.
2. Juli 2002 Entzünden des Kalkbrennofens im Bergischen Freilichtmuseum
(s. Bericht)
- 6.-7. Juli 2002 Großes Dampf- und Treckertreffen im Bergischen Freilichtmuseum
(s. Bericht)
14. Juli 2002 Kindertanztheater-Musical „Ali Baba“ auf Schloss Heiligenhoven
Aufgeführt wird das Musical von den Kindern und Jugendlichen des Tanztheaters Maria Hillmann aus Köln-Porz. Das aufwändig gestaltete Bühnenbild verbindet sich mit Schauspiel, Sprache, Gesang und Tanz zu einem wunderbar verträumten Panorama aus 1001 Nacht.



19. Juli -
4. Aug. 2002 Ferner Osten im Bergischen Land
Bereits zum zweiten Mal ist eine chinesische Studentengruppe zu Gast im Bergischen Freilichtmuseum. Wie im letzten Jahr bewohnen die Gäste die historische Vorburg von Schloss Heiligenhoven. In den Seminarräumen der Schlossherberge erhalten sie zwei Wochen lang Blockunterricht im Fach Deutsch. Der Unterricht erfolgt durch das Mehagen Institut in Köln, dessen Schwerpunkt in der Aus- und Weiterbildung von Erwachsenen in den Bereichen Sprache, Übersetzung und

EDV-Anwendungen liegt. Ausländische Studenten haben so die Möglichkeit vor Antritt eines Studiums Deutsch zu lernen. Der Kulturdezernent des Landschaftsverbandes Rheinland, Dr. Gert Schönfeld, begrüßt die Gäste am 19. Juli offiziell auf Schloss Heiligenhoven.

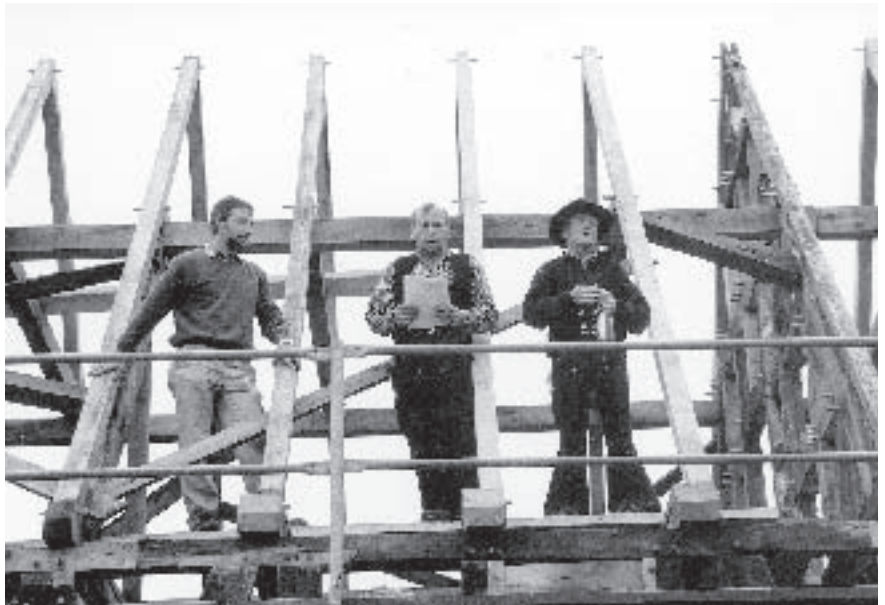
21. Juli 2002 Antik- und Schätzchenmarkt auf Schloss Heiligenhoven
23. Juli 2002 Einweihung der Kaiserlich-Deutschen Postkutsche im Bergischen Freilichtmuseum (s.Bericht)
11. Aug. 2002 Räucherfest im Bergischen Freilichtmuseum
15. Aug. 2002 Kinder aus Tschernobyl zu Gast im Bergischen Freilichtmuseum
- 24.-25. Aug 2002 Traditioneller Bauernmarkt im Bergischen Freilichtmuseum
30. Aug. 2002 1. Kölsch-Orientalisch-Afrikanische Nacht auf Schloss Heiligenhoven
Die kölsche Formation „Lällbeck und Fründe“ lädt zu einer Mixtur aus kölschen, persischen und westafrikanischen Klängen in das zauberhafte Ambiente von Schloss Heiligenhoven ein. Mit von der Partie ist die „Carlos Robalo Combo“, deren westafrikanische Rhythmen und sanft anmutende Melodien so manchen Zuhörer glauben lässt, er wäre dem Alltag für kurze Zeit entschwunden. Die rhythmisch orientierte Fischerdorf-Folklore der persisch-kölschen Formation „Jabalax“ provoziert so manchen unkontrollierten Hüftschwung. Alle drei Formationen entspringen „Humba Efau“ - einem Verein, dessen Ziel es ist, sowohl das kölsche Brauchtum zu pflegen und neu zu beleben, als auch das Brauchtum jener zu fördern, die in Köln leben, jedoch ihre kulturellen Wurzeln jenseits der regionalen Grenzen haben und diese der Allgemeinheit verständlich zu machen.
13. Sept. 2002 Abordnung des CVJM Sierra Leone zu Gast im Bergischen Freilichtmuseum
21. Sept. 2002 10.000 Meter
Hanf unter freiem
Himmel
In einer
Sonderaktion
der Seilerei
im Bergischen
Freilichtmuseum
entsteht aus 100
verschiedenen
Strängen
ein 75 Meter
langes Seil. Mit



der Herstellung des Seiles sind mehrere Person rund zwei Stunden beschäftigt. Da sich in der Seilerbahn der Seilere Schawkowski mit einer Einscherlänge von 18 Metern nur Seile bis maximal 10 Metern Länge fertigen lassen, hat das Bergische Freilichtmuseum eigens eine transportable Seilerbahn unter freiem Himmel errichtet. Die Seilerbahn hat eine Einscherlänge von gut 100 Metern und lässt sich noch erweitern. Für den Seilerschlitten wurden allein 40 Meter Schienen verlegt. In dem 75-Meter-Seil werden 10 Kilometer Hanfgarn verarbeitet.

26. Sept. 2002

Richtfest für das Wohnstallhaus aus Windeck-Hoppengarten in der Baugruppe Hof zum Eigen
Unmittelbar nach dem Richtfest begannen die Dachdecker mit der Vollendung des Reetdaches. Mit dem Baujahr 1762 ist das Haus aus Hoppengarten eines der ältesten Gebäude im Bergischen Freilichtmuseum.



8. Nov. 2002

St. Martin im Bergischen Freilichtmuseum

19. Nov. 2002

Richtfest für den zweiten Bauabschnitt des Werkstatt- und Depotgebäudes in Lindlar-Scheller

Jahresprogramm 2003

des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e. V.

Dienstag
4.2.2003
19.30 Uhr

Jahreshauptversammlung auf Schloss Heiligenhoven

Samstag
22.3.2003
14.00 Uhr

Frühjahrswanderung
„Alte Wirtschaftsspuren in der Gemeinde
Lindlar“ rund um Schönenborn

Sonntag
4.5.2003
11.00 - 18.00 Uhr

Münzprägung
auf Schloss Heiligenhoven

Donnerstag-Sonntag
29.5. - 1.6.2003

Große Jahresexkursion
zum Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern
"An der Glentleiten"

Sonntag
20.7.2003
11.00 - 18.00 Uhr

Münzprägung
auf Schloss Heiligenhoven

Samstag
27.9.2003
9.00 Uhr

Traditionelle **Pilz-Wanderung**
mit Herrn Rudi Preußner in die
Wälder rund um Lindlar
(Treffpunkt: Rathaus Lindlar)

Freitag
3.10.2003
8.30 Uhr

Busexkursion nach Schloss Benrath und Zons
(Treffpunkt: Schloss Heiligenhoven)

Donnerstag
13.11.2003
19.30 Uhr

Mundartabend
auf Schloss Heiligenhoven

Den Förderverein erreichen Sie unter:

**Verein der Freunde und Förderer des
Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e. V.**

z. Hd.: Herrn Werner Hütt, Geschäftsführer
Rathaus der Gemeinde Lindlar

Borromäusstraße 1

51789 Lindlar

Tel.: +49 (0)2266/ 96 - 234

Fax: +49 (0)2266/96 - 667

